

Die

J. Taylor Hamilton

Buschneger Surinames.

Von

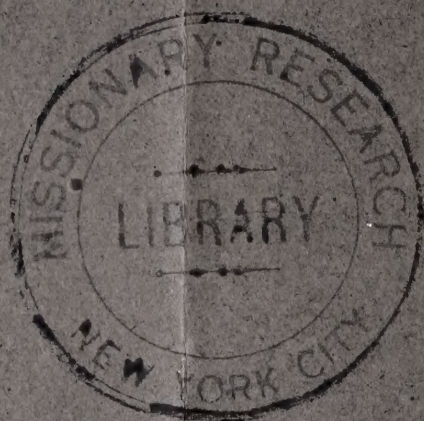
H. G. Schneider,


Prediger und Redakteur des Missionsblattes der Brüdergemeine.

Separatabdruck aus der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ von D. G. Wernick.

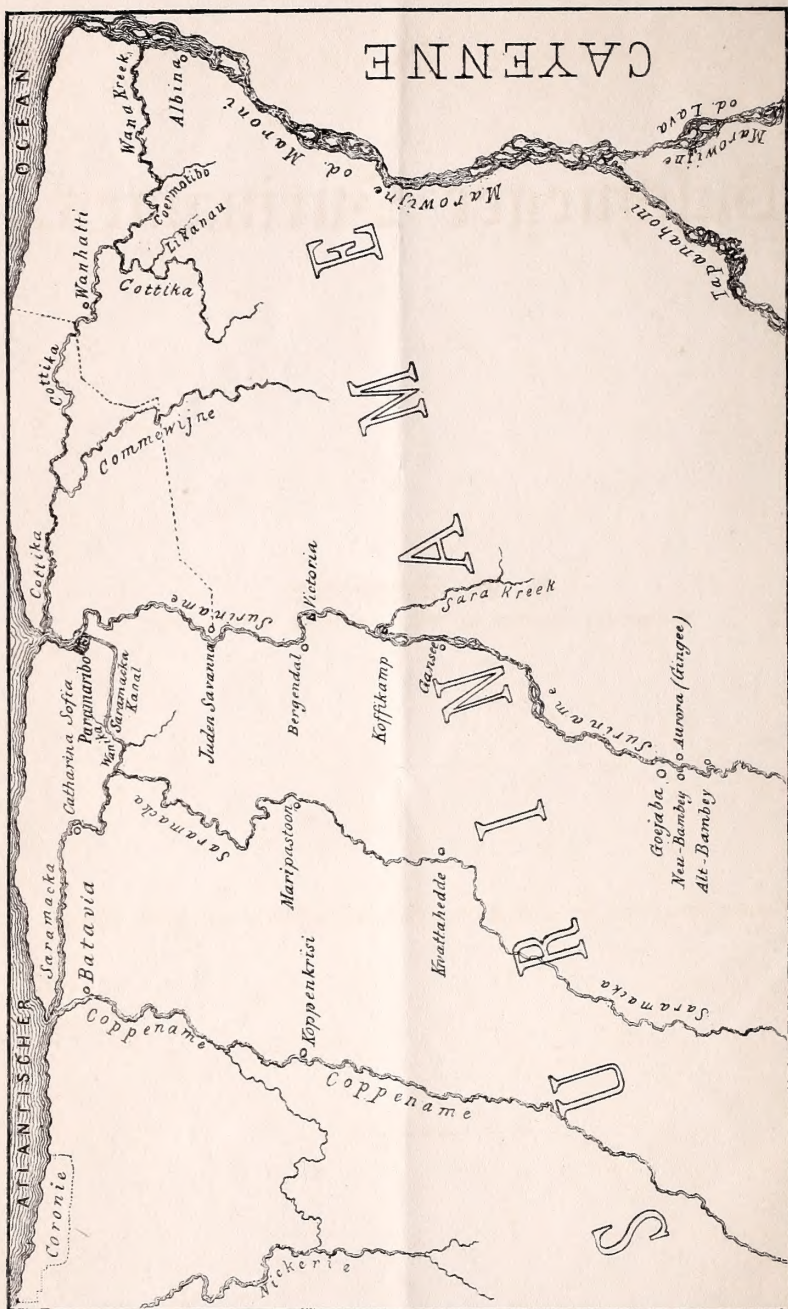
Herrnhut, 1893.

Zu beziehen von der Expedition der Missionsverwaltung.





Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Columbia University Libraries



Kartenkuze vom nordöstlichen Suriname.

Die

Buschneger Surinames.

Von

H. G. Schneider,

Prediger und Redakteur des Missionsblattes der Brüdergemeine.

Separatabdruck aus der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ von D. G. Barneß.

Philosophy of Mathematics

The philosophy of mathematics is a branch of philosophy that studies the foundations, methods, and implications of mathematics. It seeks to understand the nature of mathematical objects, the structure of mathematical theories, and the relationship between mathematics and the real world. Key questions in the philosophy of mathematics include: What are the basic objects of mathematics? How are mathematical truths discovered? What is the role of logic and language in mathematics? Is mathematics discovered or invented?

One of the central issues in the philosophy of mathematics is the question of mathematical truth. Are mathematical statements objectively true, independent of human thought? Or are they merely conventions or inventions of the human mind? This question has led to various philosophical positions, including Platonism, nominalism, and constructivism. Platonism holds that mathematical objects exist independently of human thought, while nominalism denies the existence of abstract mathematical objects. Constructivism, on the other hand, argues that mathematical objects are created by human thought.

Another important topic in the philosophy of mathematics is the relationship between mathematics and the natural world. Does mathematics describe the structure of reality, or is it merely a tool for organizing our observations? This question has been central to the philosophy of science for centuries. Some philosophers, like Plato, believe that the natural world is structured according to mathematical principles. Others, like Immanuel Kant, argue that mathematics is a priori knowledge that we bring to the world, and that it is used to organize our experience of the world.

In recent years, the philosophy of mathematics has become increasingly interdisciplinary, drawing on insights from logic, linguistics, and cognitive science. This has led to new approaches to understanding the foundations of mathematics and the nature of mathematical truth.

Der Flächeninhalt von Suriname¹⁾ oder holländisch Guyana, amtlich zwar noch nicht festgestellt, dürfte nach mutmaßlichen Schätzungen, die auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, um 8—900 Quadratmeilen größer sein als der von Bayern, Württemberg und Baden zusammen. In verblüffendem Widerspruch zu dieser Ausdehnung und zur Fruchtbarkeit des Landes steht indes die geringe Zahl seiner Bevölkerung, welche auf 60—65 000 Menschen veranschlagt wird. Die Verteilung dieser bescheidenen Summe von Einwohnern ist ferner eine sehr ungleichmäßige. Etwa 50—55 000 von ihnen bewohnen die sogenannte „Kolonie“. Unter dieser Bezeichnung im engeren Sinne des Wortes versteht man den Teil Surinames, der besiedelt, von der holländischen Regierung voll in Besitz genommen und mit einer bürgerlich-staatlichen Ordnung nach europäischem Muster ausgestattet worden ist. Die „Kolonie“ beschränkt sich auf einen verhältnismäßig geringen Flächenraum im Norden des Landes an der Küste des atlantischen Oceans, nach glaubwürdiger Schätzung sind nur 10 Quadratmeilen von 2800—2900 kultiviert. Am Surinamefluß auf beiden Ufern in schmalen Streifen bis Bergendahl hinabreichend, wird die „Kolonie“ nach Osten zu (siehe beifolgende Kartenskizze!)²⁾ von einer weiter nördlich an diesem Fluß bei der Juden-Savanna beginnenden, im Zickzack nach Nordosten sich fortsetzenden Linie begrenzt, die bis ans Meer geht. Das zwischen dem nördlichen Endpunkt dieser Linie und der Mündung der Marowijne, dem Grenzfluß zwischen holländisch und französisch Guyana, befindliche, wenig fruchtbare Stück der Küste gehört nicht zur „Kolonie“. Am Unterlauf der Saramacka erstreckt sie sich nach Süden ungefähr bis in dieselbe Breite wie die Juden-Savanna. An der Mündung der Coppename reicht sie jedoch kaum über das Ausfälligen-Asyl Batavia hinaus. Noch weiter westlich an der Küste entlang hat sie bloß den schmalen, kleinen Corónie-Distrikt in ihren Bereich gezogen. Endlich schließt sie ab mit einem Distrikt an der Mündung der Rickérie, jenem Flüsschen, das an der gleichen Stelle wie die Corentijn, der Grenzfluß zwischen holländisch und englisch Guyana, seine Fluten dem Ocean zuführt. Das ist die „Kolonie“ im engeren und eigentlichen Sinn des Wortes; sie beherbergt eine bunte Menschenwoge, die sich aus Holländern, Engländern, Franzosen, Deutschen, Portugiesen, Chinesen, indischen Kulis, Negeren, Mulatten und — Juden (den thatsfächlichen Herren des Landes)

¹⁾ Als Quellen für die folgende Darstellung sind hauptsächlich benutzt worden: Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern von C. Duandt, 1808; Surinam von August Kappler, Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1887; Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1837—1892; verschiedene handschriftliche wie mündliche Berichte von surinamer Missionaren der Brüdergemeine; Nr. 3 der „guten Botschaft“: Ein Besuch in Paramaribo; die Mission unter den Buschnegern in Surinam von Ledderhose, Heidelberg, Karl Winter 1847; Bericht von dem Entstehen der Brüder-Mission zu Bambeij von S. Reizner, verw. gew. R. Schmidt, Schreiberhau 1850.

²⁾ Auf der beigegebenen Kartenskizze vom nordöstlichen Suriname haben sich zwei Irrtümer eingeschlichen. Einmal liegt die Station Wanhatti nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer der Cottika an der bezeichneten Stelle. Sodann heißt der in den Suriname-Fluß bei dessen Mündung von rechts sich ergießende Wasserlauf nicht Cottika, sondern Commewijne, mit andern Worten: die Cottika ist ein Nebenfluß der Commewijne, nicht umgekehrt.

zusammensetzt. Innerhalb dieses Gebietes arbeiten auch auf 10 Plantagestationen und in 4 Gemeinden der Hauptstadt Paramaribo 32 Sendboten der Brüdergemeine, der einzigen evangelischen Mission im Lande. In Pflanze derselben befinden sich jetzt 27 440 Christen aus den Heiden.

Wer aber hat den übrigen Teil Surinames, die endlosen Strecken einer glühend heißen, tropischen Waldlandschaft, in seinem Besitz? Dem Namen und den Rechten einer gewissen Oberhoheit nach auch Holland. Die eigentlichen Bewohner dieses Gebietes setzen sich jedoch aus zwei sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammen, wenn wir von einer Handvoll Maulwürfen, die immer nur vorübergehend darin weilen, den Goldsuchern, absehen. Einmal treffen wir da eine kümmerliche Nachkommenschaft der ursprünglichen Eigentümer des Landes, der Indianer. Gering an Zahl (1—2000 Köpfe), verachtet, eingeschüchtern und dem Trunk ergeben, haben sie auch hier die Kosten der Einwanderung Fremder und die Zwangseinfuhr afrikanischer Sklaven tragen, haben ungefragt ihren Grund und Boden hergeben und überall weichen müssen. Sie und da, entlegen und verborgen, einige ihrer schüchternen, unsaubren Dörferchen, — der Rest zurückgedrängt in den alleräußersten Süden des Landes, in die fast unbekannten Thäler des Thumukhumak-Gebirges, des Grenzwalles zwischen Suriname und Brasilien. Die eigentlichen Herren und Gebieter dagegen in diesen der Kultur abholden Waldregionen südlich von der „Kolonie“ sind die **Bushneger**. Nicht ihre große Zahl (nur 8—9000 Köpfe), auch nicht ihre hervorragende Bedeutung im Ringe der Völker, aber vielleicht die Eigentümlichkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung und staatsrechtlichen Stellung wie der Charakter der unter ihnen verrichteten Arbeit der Christentumsverkündigung dürften es entschuldigen, daß die nachfolgende Darstellung sich ans Licht der Öffentlichkeit wagt. Als leitende Gesichtspunkte für dieselbe ergeben sich ganz ungefragt erstens eine Schilderung der **Bushneger in ihrem heidnischen Naturzustande**, zweitens ein kurzer geschichtlicher Überblick über die **Missionsarbeit** unter diesem Volke.

I.

Bush-Neger im „tropischen“ Sinne des Wortes (d. h. „Bush“ in der Bedeutung von Wildnis, Urwald), auch befriedigte Bushneger, endlich Freineger nennt man das Völkchen, mit dem wir es zu thun haben. Alle diese Bezeichnungen deuten auf den Ursprung dieser Nation hin. Sie sind, kurz gesagt, die Abkömmlinge von Negern, die aus Afrika in Suriname als Sklaven eingeführt waren, aber bei Gelegenheit in den Urwald entliefen und sich mit den Waffen in der Hand die Anerkennung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit seitens der holländ. Kolonialregierung erkämpften.

Die im Jahre 1863 in Suriname abgeschaffte Sklaverei trug bis zum Schluß das Kainszeichen ihrer brudermörderischen Gesinnung an der Stirn. Aber in dem letzten halben Jahrhundert ihres Bestehens hatte sie schon aus Klugheits- und Nützlichkeitsgründen im allgemeinen einen äußerlich immer milderen Charakter angenommen. Gehen wir dagegen noch weiter in die Vergangenheit zurück, so finden wir auch die unglücklichen Sklaven Surinames unter Arbeitsüberbürdung und Ungerechtigkeiten aller Art, unter den Ausbrüchen kaltberechnender Grausamkeit und tierischer

Wollust seitens ihrer weißen Herren bitter leidend. Was lag da den Unterdrückten näher, als sich diesem Joch zu entziehen durch eine Flucht in die Wildnis, deren Beschaffenheit eine ihrer afrikanischen Heimat verwandte war und ihnen also an Erd- und Baumfrüchten, an Wildpret und Fischen das zu ihrem Unterhalt Nötige in reichem Maße bot? Schon im Jahre 1668, als Suriname die englische Herrschaft gegen die holländische austauschte, fanden sich in den Urwäldern einzelne Rudel entlaufener Sklaven. Ihre Zahl mehrte sich beständig, jeder neue Ankömmling wurde von seinen Vorläufern mit Freuden begrüßt und aufgenommen. Man schlich sich in die Nähe der Plantagen und ermunterte in unbewachten Augenblicken die noch Gefesselten, sich ihrer unerträglich Lage zu entziehen; man schilderte ihnen den Genuß der Freiheit in den verlockendsten Farben. Die Überläufer kamen öfters mit nicht ganz leeren Händen, sondern brachten, wenn die Gelegenheit günstig war, Waffen und Werkzeuge mit, die sie entwendet; denn wenn es gilt, kann der Neger listig wie der Fuchs und klug wie die Schlange sein. Im Jahre 1712 unter den Zuckungen des spanischen Erbfolgekrieges erschienen dann französische Kriegsschiffe an der Küste Surinames mit der ausgesprochenen Absicht, den Plantagenbesitzern vor allem ihr lebendes Inventar an Sklaven als Kriegsbeute zu entführen und es in das benachbarte Cayenne zu verpflanzen. Da sandten sogar die weißen Herren, die selber zur Verteidigung des Landes in der „Kolonie“ zurückblieben, ihre Frauen und Kinder mit den Sklaven in die Wildnis, um jene und ihre zweibeinigen Arbeitstiere vor dem äußern Feinde zu retten. Als indes der letztere abgezogen war und die Plantagenbesitzer ihre Frauen und Kinder, aber auch ihre Sklaven zurückverlangten, weigerten sich viele der letzteren zu folgen und zwangen ihre bisherigen Gebieterinnen, denen sie übrigens kein Haar gekrümmt, allein die Gebiete der „Kolonie“ wieder aufzusuchen. Dadurch wuchs mit einem Ruck die Zahl der Entlaufenen zu einer bedenklichen Höhe an, mit dem Gefühl der Freiheit überkam sie das Bewußtsein ihrer Macht, sie begannen anfallsweise vorzugehen. Nicht bloß Nachsicht und der Wunsch, sich mit Werkzeugen und Waffen besser auszurüsten, trieb sie dazu; nein, die Entflohenen waren der Natur der Sache nach fast ausschließlich Männer. Wollten sie Frauen haben, so mußten sie den Raub der Sabinerinnen nachahmen. Und sie thatens mit schneidigem Wagemut. Auf mancher Plantage wurde ihnen der Sieg sogar überraschend leicht gemacht, indem ihre Landsleute, sobald ein Überfall erfolgte, in hellen Haufen zu ihnen übergingen und mit ihnen gemeinsame Sache gegen die bisherigen Dränger und Peiniger machten, die getötet und deren Wohnhäuser in Brand gesteckt wurden. Bald hatte sich aus vereinzelt kleinen Scharmützeln ein Kampf auf der ganzen Linie entwickelt, ein Kampf, der auf beiden Seiten mit sich gegenseitig überbietender Grausamkeit und Wut geführt wurde, ein Kampf zwischen den Buschnegern und der ganzen „Kolonie“, der aber schließlich die letztere bis in ihre Grundfesten erschütterte und ihre Existenz geradezu in Frage stellte. Denn einmal ward der Abgang an Sklaven bald so groß, daß man ihn nicht mehr durch immer erneute Einfuhr aus Afrika decken konnte. Sodann brauchte man

eine immer größere Anzahl von Soldaten, das mußten aber Weiße sein, da man nur auf sie allein sich verlassen konnte — eine sehr kostspielige Art überseeischer Kriegsführung. Endlich zogen aber diese weißen Kämpfer, denen Neger den Proviant nachtrugen, je länger desto mehr den kürzeren in diesen Buschfehden. Selten wurden sie eines Feindes ansichtig, noch seltener eines solchen habhaft. Nur wehrlose Alte oder gelegentlich ein paar Weiber und Kinder fielen in ihre Hände; nur die Frucht der Kossäcker und die dürftigen Hütten eines Dörfchens — Hütten, die beinahe ebenso rasch errichtet, wie niedergebrannt werden können — gelang es ihnen öfters zu zerstören. Mancher Mann aus ihren Reihen fiel dagegen, getroffen von einem vergifteten Pfeil, den der mit allen Schleichwegen und Verstecken des Urwaldes vertraute Neger aus einem unsichtbaren Schlupfwinkel abgesandt. Ja, der Hauptgegner der Weißen, ein noch viel tückischerer und unerreichbarer Feind, das mörderische Sumpffieber, räumte furchtbar unter den Söldnern auf; von 100 kehrten 10 zurück und auch diese noch krank oder doch aufs äußerste erschöpft. Grenzwege, mit Mühe im Urwald angelegt, Wachthäuser, kleine Forts und andre außerordentliche Vorkehrungen führten ebenfalls nicht zum Ziel. Die schlechte Sache war vom schlechtesten Erfolge begleitet, nach einigen Jahrzehnten war die Kolonie schwachmatt und sehnte sich brennend nach Frieden. Um die Schmach leidlich zu verdecken, rüstete man mit Aufbietung der letzten Kräfte nur noch ein paar „Boschpatrouillen“ aus, erntete noch einige magere Vorbeerreiser und leitete dann nacheinander Unterhandlungen mit den verschiedenen Stämmen der Buschneger ein. Dies geschah in den Jahren 1760—1770. Eine Vereinbarung kam unter folgenden Bedingungen zustande.

Die durch den Gouverneur vertretene „Kolonie“ verzichtete rückhaltslos auf Rückführung der Entlaufenen und erkannte sie als freie, sich selbst regierende Männer an. Sie wies ihnen ferner Wohnsitze zu, allerdings nicht innerhalb des Gebietes der „Kolonie“, sondern auf dem Grund und Boden der Indianer, die man aber natürlich nicht um ihre Zustimmung befragte. Sodann wurde den Buschnegern ein Geschenk an Eisenwaren und Werkzeugen, an Gewehren, Pulver und Blei wie an bunten Rattunen und Korallen für ihre Weiber zugesichert. Quandt berichtet, daß dieser Tribut jährlich, Kappler, daß er alle 4 Jahre (im Wert von 20000 Gulden = 34000 M.) ausgezahlt worden sei. Vielleicht ist beides in sofern richtig, als der erstere die Abmachungen einer früheren, der letztere jedoch die einer viel späteren Zeit im Auge hat; Veränderungen an den Vertragsbedingungen haben jedenfalls im Laufe der Jahrzehnte stattgefunden. Endlich wurde bei jedem Stamme der Freineger ein Regierungsagent eingeführt, seinem Titel nach „Posthalter“ (Posthouder), da ihm auch die Beförderung der Briefe durch Indianer zwischen Suriname und den früher ebenfalls holländischen Kolonien Berbice, Demerara und Essequibo oblag. Dieser Agent sollte eine bestimmte Anzahl von Buschnegern jeden Stammes mit Pässen versehen, die sie ermächtigten, den Grund und Boden der Kolonie zu betreten, um dort ihre Erzeugnisse abzusetzen; er hatte außerdem den diplomatischen Verkehr zwischen dem Gouverneur und den einzelnen Stammeshäuptern zu vermitteln. — Dagegen verpflichteten die Buschneger sich, eine bestimmte Anzahl von Geiseln zu stellen, die auf Regierungskosten innerhalb des Gebietes der Kolonie unterhalten wurden. Sie machten sich ferner anheischig, niemals mehr entlaufene Sklaven bei sich aufzunehmen, sondern sie als

Gefangene auszuliefern, keine Plantagen mehr zu überfallen, sondern Frieden zu halten, ja im Fall eines Sklavenaufstandes innerhalb der Kolonie im Dienste der Regierung denselben mit bewaffneter Hand zu dämpfen.

Zu so demütigenden Zugeständnissen mußte die Kolonialregierung sich herbeilassen. Ja, sie hatte noch auf längere Zeit hinaus ein Auge zuzudrücken dazu, daß die besiegten Sieger ihre Verpflichtungen nur lässig erfüllten. Mißverständnisse, aber auch der durch den Erfolg gereizte Übermut der Freineger trug die Schuld daran und machte sich häufig in anspruchsvollen Forderungen, wie in fernerer gelegentlicher Aufnahme von entlaufenen Sklaven Luft. Das gehört nun der Vergangenheit an, aber auch der Busch neger von heute ist noch der Geschichte seiner Väter voll eingedenk. Ein leicht erwachendes Mißtrauen gegen den Weißen, ein stolzes Selbstbewußtsein und festes Freiheitsgefühl bilden noch zur Stunde sein geistiges Erbe aus jenem Befreiungskampf.

Ehe wir weitergehen jedoch noch ein kurzes Wort über eine Bestimmung und Folge jenes Vertrages! War es schlaue Berechnung der Kolonialregierung, die vielleicht die Schwächung des gefährlichen Nachbarn durch einen dritten wünschte, oder war es Zufall, der Vertrag enthielt jedenfalls den Keim zu einer Verfeindung zwischen Indianern und Freinegern. Und eine solche ist in der That eingetreten. Räumlich breiteten die Busch neger sich immer weiter aus, räumlich schoben sie sich zwischen die „Kolonie“ und die Wohnsitze der Rothhäute, letztere immer mehr zurückdrängend. Dieser Prozeß vollzog sich allmählich und meist geräuschlos, da die Indianer wichen; gelegentlich kam es aber doch zu blutigen Kämpfen zwischen beiden Nationen, aus denen die Schwarzen im allgemeinen als Sieger hervorgingen. Vielleicht waren sie die leiblich und seelisch stärkere Rasse, jedenfalls viel entscheidender fiel indes der Umstand in die Waagschale, daß die Busch neger immer zahlreicher mit Feuerwaffen ausgerüstet wurden, welche den Indianern gänzlich fehlten. Dazu kam, daß die Kolonialregierung durch eine verwerfliche Einrichtung den Kampf beider schürte und verewigte. Indianische Sklaven wurden nämlich in der Kolonie höher geschätzt als Negerklaven. Sie zeichneten sich als geschickte Jäger aus, sie galten für treuer, ein Entlaufen war ihnen abgeschnitten, da sie das Gebiet der Freineger dabei hätten passieren müssen, was ihnen kaum geglückt wäre; indianische Mädchen waren als Hausgenossinnen wohlhabender Europäer sehr beliebt, schon weil ihnen die bekannte, unausrottbare, übelriechende Ausdünstung des Negers nicht anhaftete. Damit rechnete die Kolonialregierung und verlieh deshalb den oben erwähnten Posthaltern und Agenten ein Monopol auf Einfuhr von indianischen Sklaven. Jeden sechsten Sklaven mußten sie als Gebühr ohne Entschädigung an das Gouvernement abliefern, die 5 übrigen durften sie jedoch für eigne Rechnung verkaufen. Wie kamen diese Leute aber in den Besitz des gesuchten Handelsartikels? Nun, teils gaben sie den Busch negern Fischgeräte und Handwerkszeug auf Kredit, wofür diese als Zwischenhändler auf friedlichem Wege den Indianern Knaben und Mädchen abkauften, teils überfielen die Busch neger Indianerdörfer, machten die Alten nieder und führten das junge Volk gefangen fort, um es für Tauschwaren den Posthaltern zu überlassen. In diesen lange Zeit bestehenden Zuständen liegt der Grund zu einer noch heute vorhandenen, an Haß grenzenden Abneigung zwischen Indianer und Busch neger, in ihnen liegt aber auch ein Hauptanlaß dazu, daß das unglückliche Indianervolk auch in Suriname bis auf dürftige Reste ausgerottet worden ist.

Nun noch einige Bemerkungen über die Stellung, welche die Busch-
neger gegenwärtig zur Regierung der „Kolonie“ einnehmen!

Von irgendwelchen Feindseligkeiten ist nicht mehr die Rede, mit Auf-
hebung der Sklaverei ist jede Ursache zu solchen aus dem Wege geräumt.
Die Buschneger erkennen vielmehr ohne Widerstreben die Oberhoheit des
Königs (bezw. Königin) von Holland wie die seines Stellvertreters, des
Gouverneurs von Suriname, an. Ihre nach buschnegerischem Erbfolgerecht
ans Ruder gelangenden „Granman's“ (Oberhäuptlinge) bedürfen zur Be-
kleidung ihrer Würde der Bestätigung seitens des Gouverneurs in Para-
maribo und empfangen gleichzeitig mit ihrer Bestallung eine mit unechten
Tressen besetzte Generalsuniform, einen Federhut und einen mächtigen Stock,
dessen Silberbeschlag in einen vergoldeten Knopf ausläuft. Die Grankapitäne,
Stellvertreter des Oberhäuptlings, und Kapitäne oder Unterhäuptlinge werden
vom Granman nach eignem Gutdünken ernannt, aber bei Antritt ihres
Amtes von ihm auch dem Gouverneur präsentiert; letzterer stattet diese
Herren, ihrem niedrigeren Rang entsprechend, mit einem kürzeren amtlichen
Kleidungsstück, einer blauen Tuchjacke, einem Filzhut mit orangefarbiger
Kokarde und einem Stabe mit silbernem Knopfe aus. Der früher entrichtete
Tribut ist seit 1850 in Wegfall gekommen; statt dessen wird den Granmans
ein jährliches Gehalt ausgezahlt, das aber nach ihrer Bedeutung und der
Größe ihres Stammes verschieden hoch ist (200—1000 holl. Gulden =
340—1700 M.). Gelegentlich erhalten diese Oberhäuptlinge auch Geschenke
vom Gouverneur, etwa ein schönes Gewehr, eine hübsche Taschenuhr oder
dergleichen. An Stelle der früheren Posthouser ist ein in Paramaribo
stationierter Beamter getreten, der mit Beaufsichtigung der Interessen und
Beziehungen zu den Buschnegern und Indianern betraut ist. Mit ihm
kommen die Grankapitäne und Kapitäne in gelegentliche Berührung, und er
erfreut auch sie durch gelegentliche minderwertige Gaben an festen oder
flüssigen Viktualien oder Zeugstoffen. Der Verkehr zwischen Buschland und
„Kolonie“ ist nun auch ein völlig ungehemmter. Der Pässe bedürfen die
Buschneger nicht mehr, wenn sie „zur Stadt“, d. h. nach Paramaribo wollen,
sie können sich dort auch in jeder beliebigen Anzahl einfinden; nur wünscht
man, daß sie dann Hosen oder doch ein bis über die Schenkel herabreichendes,
togaartiges Gewand anhaben. Der früher mit Soldaten besetzte Grenzfordon
endlich, jene oben erwähnte Linie von der Juden-Savanna bis ans Meer,
existiert nur noch auf Karten, aber nicht in Wirklichkeit.

So weit sieht im Interesse der holländischen Herrschaft alles ganz gut
und schön aus. Aber in Wirklichkeit ist diese Herrschaft doch mehr nur eine
eingebildete. Die Buschneger sind ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nach
nicht nur Heiden, sondern die holländische bürgerliche Gesetzgebung hat in
ihrem Gebiet gar keine Geltung, kein holländischer Beamter hat dort etwas
zu sagen; nur in den Golddistrikten befinden sich ein paar holländische Polizei-
stationen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung; genau
genommen sind aber doch nur die weißen Goldsucher der Botmäßigkeit der
dort wirkenden Beamten unterstellt. Die Granmans haben noch heute
Recht über Tod und Leben, sie regieren ihre Unterthanen nach den un-
geschriebenen Gesetzen eines patriarchalischen Despotismus. Auf die beratende
Stimme ihrer Grankapitäne und Kapitäne hören sie wohl, aber auch nicht
immer. Innerhalb der Grenzen ihrer Gebiete und Stämme ist ihre Macht-
befugnis unbeschränkt, wie bis in die allerneueste Zeit verschiedenartige Ver-
fügungen und Vorkommnisse bezeugen. Nur die Granmanswürde ist erblich,
aber nach einem eigentümlichen Gesetz, das in seiner Weise auch in den

gewöhnlichen Buschnegerfamilien eine allbeherrschende Rolle spielt. Der jedesmalige Thronerbe ist in der Regel der Sohn der nächstältesten Schwester des verstorbenen Oberhauptes, wie in den heidnischen Buschnegerfamilien der Bruder der Mutter ein viel weitergehendes Verfügungsrecht über ihre Kinder besitzt als ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder. Dies Herkommen beruht auf einer in sittlicher Beziehung bitterbösen Anschauung, als ob der jedesmalige regierende Häuptling der Treue seiner eigenen Frau so wenig sicher wäre, daß er nur darauf rechnen könne, unter den Kindern seiner Schwester einen wirklichen Blutsverwandten als Nachfolger zu finden. Im Falle von Streitigkeiten bei Ernennung eines neuen Granmans — und sie sind infolge gerade dieser unmoralischen Erbfolgeordnung nicht selten — wird als letzte Instanz die Entscheidung des Gouverneurs in Paramaribo angerufen.

Als ein geschlossenes Ganze haben wir bisher die Buschneger betrachtet, denn engzusammengeschlossen standen sie in dem Kampf für ihre Freiheit der europäischen Kolonialmacht gegenüber. Ein einheitliches Volk bilden sie jedoch nicht, sondern sie gliedern sich in verschiedene Stämme. Man unterscheidet gewöhnlich vier solche.

1. Den zahlreichsten und mächtigsten bilden die Aukas oder Aukaner, auch Djoekas (sprich: Dschukas) genannt, 3—4000 Köpfe stark. Kappler giebt ihre Zahl allzu niedrig, auf 15—1600 Seelen an. Ihre Wohnsitze beginnen jenseits der Plantage La Pair an der oberen Cottica und der Coermotibo, ziehen sich an der ganzen unteren und mittleren Morovijne mit ihrem Labyrinth von Inseln und Schlupfwinkeln entlang und umfassen noch den Stromlauf der ebenfalls sehr inselreichen Tapanahoni, eines Nebenflusses der Morovijne. An der Tapanahoni ist auch die Residenz des Granmans, gegenwärtig des mächtigen Djesi, gelegen. Auch an der oberen Morovijne oder Lava, oberhalb des Einflusses des Tapanahoni in dieselbe, wohnen noch einzelne Aukaner; außerdem haben hier die Boni-Neger, ein früher den Aukanern gehorchender Stamm von etwa 3—500 Seelen, ihre Niederlassungen. Da sie aber von jenen sehr bedrückt wurden, wandten sie sich Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts an den Gouverneur mit der Bitte, sie als selbständigen Stamm und den von ihnen Erwählten als Granman anzuerkennen. Er erfüllte diesen Wunsch zum bitteren Verdruß der Aukaner. Letztere haben endlich noch einen vorgeschobnen Posten von Stammesgenossen an die Sara-Kreef (Flüßchen, Bach), die sich in die Suriname ergießt, entsandt, wo zu ihren Gunsten die Missionsstation Koffikamp errichtet ist, während das ganz kürzlich gegründete Wanhatti an der oberen Cottica wie Albina an der unteren Morovijne die ersten Vorposten der von Westen und Norden her zu den Aukanern vordringenden Sendboten des Evangeliums sind.

2. Die Saramakaner, 2500—3000 Seelen stark, haben schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den ihren Namen bestimmenden Fluß verlassen und sich an der oberen wie mittleren Suriname angesiedelt. Mit aus Rücksicht auf sie ist die Missionsstation Bergendahl, in ihrem ausschließlichen Interesse Gansee und noch viel früher Goejaba (sprich: Guhjaba) wie das seinen Standort öfters wechselnde Bambej angelegt worden, während in allerjüngster Zeit das Heidengemeinlein Aurora ganz in der Nähe der letztgenannten Stationen entstand.

3. Die Matuari oder Befu-Musinga-Neger, etwa 5—600 an Zahl, bewohnen die Ufer der mittleren und oberen Saramaka; in ihrem Gebiet wurden die Missionsstationen Maripastoon und Kwattahede gegründet.

Mit ihnen vermengt und ihre Wohnsitze teilend, lebten in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts

4. die Coerenti- (sprich: Kurenti) oder Koffimaka-Neger, ein lange Zeit völlig unbekannter, besonders milder Buschnegerstamm, 3—400 Seelen stark. Im Jahre 1883 des wirklichen oder eingebildeten Druckes seitens des Maturiahäuptlings müde, lösten sie das Freundschaftsband und wanderten westlich an die Ufer der Coppename, wo sie sich niederließen. Das Dorf Coppenkrisi bildet den Mittelpunkt ihres Distriktes. Das dort entstandene Christengemeinlein wird von dem Missionar der Plantagenstation Katharina Sofia mit Wort und Sakrament bedient.¹⁾

Außer den genannten Stämmen haben sich in der Zeit von 1763—1863 in dem Gebiete zwischen der Suriname und Morovijne zu verschiedenen Malen Banden von weggelaufenen Sklaven häuslich eingerichtet, die den Kampf gegen die „Kolonie“ auf eigne Faust fortsetzten und sehr beschwerlich waren. Ein Teil von ihnen fiel im Kampf gegen die Truppen der Kolonie, ein anderer wurde über die Morovijne nach Cayenne gejagt. Zwischen einem größeren Trupp solcher Waldläufer und der Regierung in Paramaribo kam im Jahre 1863 ein gütliches Abkommen zustande, vermittelt durch unsere Missionare, an die sich das Oberhaupt jenes, Kapitän Broos, mit der Bitte um Vermittlung vertrauensvoll gewandt hatte. Kapitän Broos ist 1879 getauft worden. (Miss.-Blatt der Brüdergemeinde 1863 S. 263 f., 1880 S. 17.) An der gegebenen Einteilung kann indes das Vorhandensein eines solchen isolierten Häufchens von 100—150 Negern nichts ändern, ebensowenig die Thatsache, daß an der mittleren Morovijne noch das Stämmchen der Poligoedoe-Neger existiert.

In jene 4 Stämme gliedert sich also das Waldvölkchen. Seit es Muße und Spielraum zu innern Fehden bekommen hat, ist, wie schon die oben erwähnten weiteren Abzweigungen andeuten, das gegenseitige Verhältnis dieser Stämme kein jederzeit ungetrübtes und brüderliches. Erst gegen Ende des vorigen Jahrzehntes hat z. B. Ossesi, der Aukanerhäuptling, die Saramakaner bei Gran Zanti mit blutigen Köpfen an die Suriname zurückgejagt und allen ihren Stammesgenossen das Betreten seines Gebietes bei Todesstrafe verboten, weil die Saramakaner angefangen hatten, an der Beförderung der Goldgräber und ihrer Sachen nach und aus dem Innern des Landes, einem sehr einträglichen Geschäft, rührig teilzunehmen. Diesen Transportdienst sah jener Häuptling aber für eine Art von Monopol seines Stammes und der Bonnineger an. Daher sein stacheliges Eingreifen! Ob der Anlaß zu jener Gliederung in verschiedene Stämme noch jenseits des Oceans im afrikanischen Mutterboden oder nicht viel mehr in dem Umstände zu suchen ist, daß die der Surinameschen Sklaverei Entflohenen an verschiedenen Flüssen sich niederließen, dürfte kaum zu ergründen sein. Neger haben keine Geschichte, ehe sie nicht mit den Völkern der Geschichte in Berührung kommen. Jedenfalls aber stimmen die äußere Erscheinung, die Lebensweise, die Sitten und Anschauungen wie die religiösen Vorstellungen der verschiedenen Stämme, von kleinen unwesentlichen Unterschieden abgesehen, so völlig überein, daß wir bei einer Beschreibung derselben ohne Gewaltthat die eben Getrennten wieder als ein gemeinsames Ganze betrachten können.

¹⁾ Mit Ausnahme von Katharina Sofia sind alle Plantagenstationen in der „Kolonie“ absichtlich auf dem Rärtchen nicht angegeben worden, um das Gebiet der Buschnegermission möglichst übersichtlich und unverworren herauszuschälen.

Ganz auffällig, selbst in den Augen eines nur durchreisenden Europäers, unterscheidet der Buschneger sich von dem Neger der „Kolonie“. Und der Vergleich fällt nicht zu Ungunsten des Sohnes der Wildnis aus.

Die Hautfarbe des letzteren ist so zu sagen ein wäschchteres, dunkleres und tieferes Schwarz oder Schwarzbraun. Ofters trifft man auch Buschneger beiderlei Geschlechts, deren Schultern und Oberarme, ja gelegentlich sogar Backen mit Tätowierungen bedeckt sind. Sie bestehen aus vielen kleinen regelmässigen Figuren, die in ihrer Gesamtheit einen Stern oder ein Parallelogramm bilden. Ein in die Wunde geriebnes Pulver verursacht, daß die glänzendschwarze Narbe nach vollzogener Heilung erhaben ist, eine Farbenwirkung etwa wie die von schwarzem Samt auf schwarzer Seide. Kenner und Freunde derartiger Verzierungen bezeichnen sie als hübsch und geschmackvoll. — Weit kräftiger, gesünder und stattlicher in seiner äußeren Erscheinung als der Plantagen- und der Stadtneger ist der Buschneger, namentlich der Oberkörper, der starke Nacken, die breite Brust, die muskulösen Arme des letzteren machen den Eindruck stählerner Unverwundlichkeit, man würde sogar sagen, männlicher Schönheit, wenn nicht der Unterkörper zu wünschen übrig ließe mit seinem tiefeingebognen Kreuz, dem zu stark entwickelten Gefäß und Unterleib und den zu dünnen, fast wadenlosen Beinen. Die Erscheinung der Mädchen dagegen ist anmutig und den Gesetzen der Schönheit entsprechend, während Gesichtszüge und Körper verheirateter Frauen frühzeitig verfallen und häufig eine zu große Fülle oder zu große Magerkeit aufweisen. Die Kleidung aller besteht nur in einem Lendenschurz, den Kindern wird auch dieser erlassen. Außerdem schmücken sie, namentlich das weibliche Geschlecht, Hand- und Fußgelenk, Hals und Stirn, die großen Zehen und die Daumen mit messingnen Ringen und mit Bändern weißer und blauer Porzellanperlen. Zum Teil stehen diese Zieraten jedoch auch mit ihren abergläubischen Vorstellungen in Verbindung, auf die wir erst weiter unten zurückkommen. Das filzig wollige, beinahe undurchdringliche Kopfsaar flechten Männer und Weiber zu kleinen zolllangen Zöpfchen zusammen, die hörnerartig emporstehen. Bei festlichen Gelegenheiten wird das Haupt häufig mit gelben oder roten Blüschringen geschmückt, die bisweilen in einen nach hinten herabhängenden Schweif aus buntgefärbtem Haar oder Pflanzensafern auslaufen. Während der Arbeit pflegen die Männer sich zum Schutz gegen die senkrechten Strahlen der Sonne mit einem Hute zu bedecken. — Eine Schranke zwischen den Negern der Kolonie und den Buschnegern bildet endlich die Sprache. Zwar reden beide negerenglisch, jenes eigentümliche Sprachgemisch, das aus afritanischen, portugiesischen, holländischen, vor allem aber englischen Worten entstanden ist, das jedoch gleichzeitig sowohl durch die Sprachorgane wie durch die Anschauungsweise des Negers sein eigenartiges, individuelles Gepräge erhalten hat. Während der Neger der „Kolonie“ indes ganz naturgemäß und mit unter dem Einfluß der Mission viele holländische Worte sich aneignet und die Aussprache seines Idioms der des Holländischen genähert hat, ist die Sprache des Buschnegers stark mit Worten versezt, die dem Portugiesischen entlehnt sind. Denn als seine Vorfahren sich die Freiheit gaben, waren sie fast ausschließlich Sklaven portugiesischer, aus Brasilien eingewanderter Juden, welche in Suriname unter dem Schutze holländischer Herrschaft die freie Religionsübung fanden, die ihr bisheriges Vaterland ihnen verweigert hatte. Die Männer des Buschlandes, welche mit ihren Erzeugnissen häufig in die „Kolonie“ kommen, vermögen sich infolge davon zwar ohne Mühe mit den Negern der „Kolonie“ und den die Zunge dieser redenden Missionaren

zu verständigen; aber Weiber und Kinder, selten oder nie den Urwald verlassend, stehen zunächst dem Idiom der „Kolonie“ wie einer völlig fremden, unbekannten Sprache gegenüber; nur allmählich, wenn natürlich auch weit rascher als ein Ausländer, befreunden sie sich damit. Doch in Bezug auf die Aukaner gilt das nicht. Ihr Negerenglisch weicht bloß in einzelnen Ausdrücken von dem der „Kolonie“ ab.

Nur an Flüssen oder Bächen siedelt sich der Buschneger an. Suriname ist allerdings überreich an solchen, wie schon die beigegebene Kartenskizze andeutet, obwohl auf derselben nur die Haupt-Wasserläufe des Landes, aber nicht die hunderte von kleinen Kreeks angegeben sind, welche jenen zuströmen. Diese Wasserläufe bilden die einzigen Verkehrsstraßen des Landes; existieren doch selbst in der „Kolonie“ nur 2—3 Landstraßen und auch diese nur für ganz kurze Strecken. Am Wasser also führen die Buschneger ihre Kamp's oder Dörfer auf. Gleichwohl liegen dieselben oft sehr versteckt und schwer zugänglich. Die zahllose Menge von Inseln, mit denen namentlich die Morovijne aber auch die Suriname, die Saramacka und Coppename in ihrem Mittel- und Oberlauf durchsetzt sind, die Engigkeit und unglaubliche Gewundenheit der oft im Pflanzenwuchs fast erstidenden Kreeks begünstigen die Anlage ihrer Niederlassungen in solchen ungeahnten Schlupfwinkeln. Die Größe eines Kamp's ist sehr verschieden, es kann aus 3, 4, aber auch, wenn es groß ist, aus 40—50 Wohnungen bestehen; einem jeden steht ein vom Granman ernannter Kapitän vor. Die Hütten, durch kleine Abstände von einander geschieden, erheben sich ohne jede Straßenordnung beliebig hingewürfelt neben und hinter einander. Doch ist der ganze Dorfplatz sauber mit Sand bestreut, der häufig erneuert und gefegt wird. Einzelne Bäume, die man beim Ausroden des Urwaldes absichtlich stehen gelassen oder gar nachträglich angepflanzt hat, spenden einigen Schatten. Verschiedne Palmenarten, Apfelsinen-, Drangen- und Kaffeebäume walten unter ihnen vor; doch verschmäht der Buschneger das aus den Bohnen der letzteren bereitete Getränk, er verkauft jene vielmehr unentkühlt in kleinen Portionen an die Weißen. Nehmen wir die einzelnen Hütten näher in Augenschein, so finden wir, daß sie aus vier roh behauenen Eckpfosten bestehen und in 2 Abteilungen zerfallen; die eine vom Rauch geschwärzte und meist nach 2 oder gar 3 Seiten offene dient als Küchenraum. Dort werden auch Kochgeschirr und Teller aufbewahrt, stets blankgeputzt, denn nach jedem Gebrauch scheuert man sie am Fluß mit Sand. Zeichnen sich doch die Buschneger vor vielen Plantagennegern und vollends vor den Indianern durch große Reinlichkeit aus; sofort nach der Rückkehr von der Jagd oder aus den Kostädern wäscht oder badet sich jedes, und am Morgen thut das groß und klein. Die andre Abteilung der Hütte benutzt man als Schlafraum; man bringt dort die Nächte in Hängematten oder auf niedrigen Britzchen zu. Diese Abteilung ist entweder ganz oder doch nach 2 Seiten geschlossen durch ein zierlich aussehendes Geflecht aus Palmblättern, das die Wände abgiebt; sie dient auch als Aufbewahrungsort für die Habseligkeiten der Familie, die in Körben oder Kisten oder den neuerdings sehr beliebten Blechkoffern, die man in der Stadt kauft, aufbewahrt werden. Das Dach ist ebenfalls aus Palmblättern hergestellt. Ofters trifft man auch 2 Hütten statt einer, d. h. Küche und Wohnraum sind dann ganz getrennt. Eine gewisse Mannigfaltigkeit herrscht natürlich in Bezug auf den Hausbau. Bisweilen ruht die Hütte auf 2—3 Fuß hohen Pfählen. Manche Hütten sind so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann, andre sind hoch und haben ringsum Wände aus Flechtwerk, einzelne sind sogar mit geschmackvollen Schnitzereien verziert. Im

übrigen lebt und hantiert man unter diesem Himmelsstrich immer im Freien, außer wenn gerade die Sturzflut eines tropischen Regenschauers niedergeht; so kann der Buschneger sehr wohl mit diesem primitiven Zweikammersystem in seiner Behausung auskommen. Möbel trifft man, von kleinen eigentümlich geformten Schemeln abgesehen, die man mit großköpfigen blinkenden Polsternägeln zu verzieren liebt, nicht in diesen Wohnungen an. Daß es außerdem dem Besitzer kein großes Opfer kostet, aus irgend welchen Gründen einen solchen Bau zu verlassen und anderswo neu aufzuführen, leuchtet ohne weiteres ein. Zu mancher Hütte gehört auch noch ein Vorrathshaus (Loge), meist auf Pfählen errichtet und von allen Seiten geschlossen; auf einer kurzen Leiter gelangt man zu den darin verwahrten Ernteerträgen.

Und worin bestehen diese? Reis und Cassabamurzeln, aus deren Mehl er sein Brot bereitet (es wird in dünnen, großen Scheiben gebacken und ist, frisch genossen, sehr wohlschmeckend), machen die Hauptnahrung des Buschnegers aus; daneben baut er Welschkorn (Caro) und Pinda, eine kleine Erdnuß, die geröstet trefflich mundet und von den Städtern zu mancherlei Confect verarbeitet wird. Yamswurzeln und Maniok, ebenso Bananen, die Lieblingsfrucht des Plantagen- und Stadtnegers, zieht er seltener. Denselben Grund bepflanzt er nur ausnahmsweise mehr als einmal, da die erste jungfräuliche Kraft des Bodens mit ein, zwei Ernten merkbar vermindert ist und er die Anwendung von Dünger nicht kennt oder verschmäht. Warum auch anders zu Werke gehen? In dem dünnbevölkerten Lande ist unermesslicher Raum vorhanden, und mit einer dem Europäer schier unbegreiflichen Schnelligkeit hat der Urwald ein solches als Feld benutztes Stück Land gleich wieder für sich zurückerobert. Das kann man am besten in der „Kolonie“ auf verlassenen Plantagen wahrnehmen, wo unbewohnte Gebäude, rasch verfault, bald von Gesträuch und Bäumen überwachsen sind, wo dichtes Gestrüpp und Ranken einen früher benutzten Dampfkessel völlig überwuchert haben, oder wo, wie in der Judensavanna, eine herrliche Synagoge und ein Kirchhof mit kostbaren jüdischen Grabsteinen in den Umarmungen dieser Pflanzenwelt von unwiderstehlicher Triebkraft geradezu erwürgt und zerquetscht werden. Bei der Anlegung und Bestellung seiner Kostgründe beobachtet das Waldvölkchen eine Art von Teilung der Arbeit zwischen Mann und Frau. Er fällt die Riesenn des Urwaldes und kappt die Hauptäste, sie entfernt die kleineren Zweige davon und häuft sie auf für die Flammen, denen sie nachher übergeben werden; er ebnet den Boden und lockert ihn auf, sie pflanzt die Setzlinge und jätet; er besorgt die eigentliche Ernte, sie trägt die Frucht heim. Fleischkost verschafft der Buschneger sich durch die Jagd auf Leguane (3—4 Fuß lange Eidechsen), Tapire, Hirsche, Hasen, Affen, Flußschweine und verschiedene Vögel. Außer Hühnern und gelegentlich einem Jagdhund, den er dem Indianer abkauft, besitzt er keine Haustiere. Er ist auch ein eifriger Fischer, aber nie mit dem Netz, sondern nur mit der Angel; sehr viele Fische erlegt er auch mit Pfeilen. Endlich bedient er sich dabei eines Mittels, das in den Ländern der Gessittung als polizeiwidrig sofort verboten werden würde. Er mischt nämlich den Saft der Nectoe oder Tinguiboeoe, einer sehr giftigen Schlingpflanze, in das Wasser einer Kreek oder in der Trockenzeit sogar in die Fluten so breiter Ströme wie die Suriname. Man schält zu dem Zweck die Rinde ab und schlägt mit den safttriefenden Ranken auf die Wasseroberfläche. Die davon betäubten Fische treiben sofort nach oben und können nun mit der Hand gefangen werden; ihr Genuß ist bei der großen Verdünnung des Giftes im Wasser auch nicht schädlich. Aber häufig wird bei diesem Verfahren die junge

Fischbrut ganz zerstört, ja, wenn eine zu starke Dosis Giftes dem Wasser beigemischt wird, sterben auch ausgewachsene Fische und wirken, gleichwohl genossen, gesundheitschädlich. Ein Hauptverdienst und eine Hauptbeschäftigung des Buschnegers bildet endlich der Holzhandel. Der Urwald ist reich an wertvollen Edelhölzern von zum Theil unzerstörbarer Dauerhaftigkeit, an Hölzern, denen weder die Sonne und der Regen der Tropen, noch die Teremite (Holzameise) etwas anhaben kann. Noch aus der Zeit der Sklaverei von seinen Vorfahren her hat der Sohn der Wildnis die Kunst geerbt, die gefällten Bäume sachgemäß zu behauen. Mit unendlicher Anstrengung — man hilft sich dabei gegenseitig — werden nun die Stämme und Balken an die Ufer der Kreeks und Flüsse geschafft, um von da nach der Stadt verschifft zu werden; auch Brennholz für die Zuckerfabriken liefert der Buschneger. Dabei muß er sich aber eines Behelfs bedienen, das in seinem Leben überhaupt eine große Rolle spielt, da ja aller Verkehr zu Wasser stattfindet, des Corjals. Es ist das ein verhältnismäßig langes, sehr schmales und darum schwankes Boot mit ebenfalls sehr schmalen Sitzbrettern. Aus einem Stamme, zum Theil unter Anwendung von Feuer ausgehöhlt, vermag es wie kein aus einzelnen Brettern erbautes Fahrzeug den oft sehr zudringlichen Zumutungen der unzähligen kleinen Wasserfälle, Stromschnellen und Klippen zu trotzen, und dabei ist es so kunstgerecht hergestellt, daß es in seiner Leichtigkeit wie ein Pfeil dahinschießen kann. Der Buschneger regiert es mit unübertroffener Meisterschaft. Der Engigkeit der Kreeks entsprechend wird es meist mit sogenannten „Paddeln“ in Bewegung gesetzt, mit Rudern, die, kürzer und breiter als gewöhnliche, nicht in seitlichem Bogen, sondern dicht am Corjal senkrecht nach unten geführt werden. Über dies Corjal legt sein Besitzer nun, wenn es sich um Holztransporte handelt, quer zwei starke Stangen, die auf beiden Seiten ein geraumes Stück über das Boot hinausstehen; an diesen werden die behauenen Stämme mit Schlingpflanzen festgebunden, ein Material, das die Stämme auch untereinander verbindet. Der Grund dieser Maßregel ergibt sich aus der Thatsache, daß jene Edelhölzer zum größten Theil schwerer als das Wasser sind und daher unter sinken würden, wenn man sie zu einem gewöhnlichen Floße vereinigte; (nur die Stämme, welche leichter sind als das Wasser, z. B. Cedernholz, fügt man zu gewöhnlichen Flößen zusammen). Bisweilen thun sich auch ein paar Buschneger zusammen und binden besonders schwere und große Hölzer auf die oben angegebene Weise zwischen zwei ihrer Corjale fest. Der Transport selbst ist nun aber auch noch mit verschiedenen Schwierigkeiten verknüpft. Gilt es Stromschnellen zu passieren, so müssen die Stämme einzeln herabgeführt und die ganze Verkoppelung gelöst werden, um dann wieder aufs neue vorgenommen zu werden. Indes der dadurch erwachsende Zeitverlust spielt bei dem Waldläufer gar keine Rolle, und die damit verknüpfte Gefahr reizt ihn höchstens. In der Stadt oder auf Plantagen erhält er dann, selbst wenn er übers Ohr gehauen wird, für seine Ware noch ein hübsch Stück Geld, dessen Summe noch durch allerhand Nebeneinnahmen aus mitgeführten Bindanüssen, Tongabohnen, Beilholz, Balsam und Copalgummi erhöht wird. Indes kann man nicht sagen, daß dieses Holzgeschäft ihm gerade sehr zum Heile gereicht. Schon der Aufenthalt in der Stadt mit ihren Kneipen, Spielhöllen und Sirenen thut das nicht. Und wenn er sich auch von seinem Verdienst einige nützliche Gegenstände wie Werkzeuge, Schießbedarf, Kleidungsstücke und Lebensmittel (namentlich Bananen und Salz) kauft, so versieht er sich ebenfalls, obwohl er im Gegensatz zum Indianer von Natur nüchtern ist und den Trunk verabscheut, mit Rum,

Dram (Zuckerbranntwein), Melasse und einer Menge jenes gleißenden, aber hohlen und wertlosen Flitters, mit dem gewinnstüchtige Kinder der Gesittung unerfahrene Kinder der Natur berücken und außerdem voll schadenfrohen Hohnes zu Narren und Affen herausstaffieren. Die Macht, aber auch den Wert des Geldes kennt der Busch neger noch nicht recht, Ersparnisse zu machen versteht er nicht. Mühevoll gewonnen, im Handumdrehen zerronnen! Einer unser Missionare traf im Urwald einen Busch neger, der durch seine Holztransporte und die Beförderung von Placérs (sprich: Plasséhrs = Goldsuchern) seine 7000 Gulden (11,900 M.) verdient haben wollte. Ob es genau so viel war, lassen wir ununtersucht; das Rechnen ist nicht der Neger starke Seite, und wenn es über 100 hinausgeht, kommt er oft in die Brüche. Aber 20 neue, schön bunt lackierte Blechkoffer mit allem erdenklichen Staat füllten die Hütte bis auf den letzten Winkel aus. Wenn er aber für sein Geld noch keine zweckmäßige Verwendung weiß, so hat das Holzgeschäft doch schon eine gewisse allgemeine Hab- und Gewinnsucht in ihm geweckt, die ihm früher fremd war. Indes die sittlich bedenklichste Folge dieses Handels haben wir mit dem Bisherigen noch nicht berührt. Sie besteht in der beständig herumflackernden, vagabondierenden Lebensweise, die dem Busch neger dadurch zur andern Natur geworden ist und seinem Wesen etwas Ruheloses, Unstetes verleiht. Es duldet ihn nicht lange an einem Ort, er muß wieder fort, wieder auf Fahrten und Abenteuer aus. Dieser Zug zur Landstreicherei läßt ihn die Sorge für seine Familie vergessen und sich ihr oft monatelang entziehen, er macht ihn auch unzugänglich für eine tiefere christliche Beeinflussung, indem er eine der hauptsächlichsten Voraussetzungen für eine solche, ein gleichmäßiges, ununterbrochenes Ausharren unter ihrer Einwirkung, von vornherein zerstört. Durch seine Naturanlage und die Beschaffenheit seiner Wohnsitze durchaus zum Landbauer bestimmt, ist er gleichwohl ein Händler geworden; er entfaltet bisher indes nur die niedren Leidenschaften, aber nicht den höheren Verstand des Händlers. So vergeudet er nicht bloß seinen Gewinn, sondern es widersährt ihm bisweilen, daß er mit den Seinen in bittere Not kommt, wenn nämlich Mißwachs eintritt, wenn einmal die Regenzeit in Trockenzeit oder die Trockenzeit in Regenzeit sich verwandelt und die sonst ihn ohne viel Mühe so freigebig versorgende Natur seine Anpflanzungen verdorren oder verfaulen läßt. Da kann der Hunger bei diesen Waldkindern, die in ihrer einfachen Bedürfnislosigkeit reich sind, weil sie fürs gewöhnliche mehr haben, als sie brauchen, so gründlich Einkehr halten, daß sie in die „Kolonie“ betteln gehen und von der Regierung Unterstützung an Lebensmitteln zu erlangen suchen, sie, die Nachkommen jener, welche einst in stolzer Unüberwindlichkeit den Weißen einen Krämerfrieden abzutrogn vermochten.

Sind sie daheim oder auf Besuch in einem andern Kamp, so füllt harmloses Geplauder einen unverantwortlichen Teil der Zeit aus. Vom Werte der letzteren haben sie wie alle Völker, deren Leben noch keinen höheren Zweck und kein zu erstrebendes Ziel kennt, keine blasse Ahnung. Es fehlt ihnen jegliches Maß dafür. Ihr „gleich, sofort“ kann 3 Stunden, ihr „bald“ Jahr und Tag bedeuten, ohne daß sie damit eine Täuschung beabsichtigten oder sich einer solchen bewußt wären. Europäer, die auf die Hilfe dieser Leutlein angewiesen sind, können über die Unpünktlichkeit derselben oft beinahe in Verzweiflung geraten. Die Mädchen und Weiber bringen einen großen Teil ihrer Muße damit zu, ihr nicht langes, aber undurchdringliches Haar zu pflegen oder es sich gegenseitig von Parasiten zu reinigen. Denn in diesem einen Punkt läßt die Reinlichkeit der Wald-

finder, welche sogar gewöhnlich nach jeder Mahlzeit sich den Mund ausspülen, um ihr glänzend weißes, beneidenswertes Gebiß zu erhalten, und mit Löffeln essen, während die Stadtneger sich meist der Finger bedienen, allerhand zu wünschen übrig. Sie bedienen sich beim Kämmen eigentümlich schmaler, aber sehr langzintiger Kämme, die aus dem härtesten Holz verfertigt sind; Hornkämme sind viel zu schwach für diesen Urwald im Kleinen. Wollen die Männer ihr Haupt befreien, so scheeren sie das Haar kurz und bestreichen dann den Kopf mit nassem, zähem Lehm. Wenn die erste Lage getrocknet ist, so folgt eine zweite und dritte; unter dieser Kruste ersticken dann die Parasiten nach einigen Tagen. Frauen und Mädchen beschäftigen sich öfters auch mit Verarbeitung von Baumwolle. Gleich unter dem Baum wird der Rohstoff zu Fäden gesponnen, und mit Hilfe einer Glasflasche entstehen nun Bänder, namentlich Strumpfbänder, welche ihnen die zur Zeit noch fehlenden Strümpfe ersetzen. Das Geplauder der Männer verdichtet sich nicht selten zu einem Kroetoe (sprich: Kruhtuh), einem Palamer oder Ratsversammlung. In einer solchen entfaltet sich die dramatische Beredsamkeit und das naturwüchsige parlamentarische Talent der Teilnehmer zu einer Leistungsfähigkeit, mit welcher die größten Worthelden unsrer Volksvertretungen es im entferntesten nicht aufnehmen können. Weiber und Kinder bilden dabei „die Galerie“. Aber nachdem stundenlang unendliche Redeb Blumen ausgestreut und zerplückt worden sind, kommt an That und Resultat im besten Fall nur ein ganz kleiner Tropfen Rosenöl zu Tage. Eine ihrer Hauptvergnügungen bildet der Tanz. Er findet nächtlicher Weile statt, bei ausreichender Anfeuchtung oft bis zum Morgengrauen ausgebehnt. Unter dem kastagnettenartigen Klang der Klapper, d. h. der an Schnüren aufgereihten Körner einer Holzfrucht und begleitet von dem Taktschlag roher Trommeln und alter Schaufeln führen gewöhnlich nur je ein Mann und eine Frau bis zu ihrer Ermüdung allerhand rhythmische Bewegungen, ja bisweilen ziemlich unzüchtige Verdrehungen des Körpers aus. Dann werden sie von einem andern Paar aus dem Kreise der Zuschauer abgelöst. Auf die abgöttischen Tänze kommen wir erst weiter unten zu sprechen. — Haben wir weiter oben mit vollem Recht die Buschneger als ein im ganzen gesundes und körperlich kräftiges Völkchen bezeichnet, so kommen natürlich aber auch unter ihnen allerhand Krankheiten vor. Die Boasie (Ausatz), in der „Kolonie“ freilich viel verbreiteter, ist auch im Urwald eingezogen. Langwierige Geschwüre und andre Hautkrankheiten z. B. der Jass, eine über den ganzen Körper verbreitete Bildung von häßlichen, nässenden Warzen, die erst dreimal abheilen müssen, ehe sie verschwinden — treten nicht selten auf. Masern und Lungenentzündungen kommen bisweilen vor, rheumatische Leiden und Fieberanfälle (Malaria) recht häufig, selbst gelegentlich die Syphilis, letztere namentlich unter den Bonninegern an der oberen Morovijne oder Lava, welche viel Verbindung mit Cayenne haben. Eine große Anzahl von Leuten erreicht aber doch ein sehr hohes Alter.

Versuchen wir weiter die geistigen Eigentümlichkeiten des Buschnegers zu zeichnen, soweit sie nicht schon im Bisherigen beiläufig berücksichtigt wurden! Nicht gewohnt und geneigt, sich irgend welchen Zwang anzuthun, giebt er allen seinen Empfindungen, freudigen wie traurigen, mit einer Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit Ausdruck, die sich oft bis zu den lautesten, leidenschaftlichsten Ausbrüchen steigert. Als freier Mann liebt er ein offenes Wort; er ist außerdem ebenso neugierig wie gesprächig und mittheilksam, und da er sich ferner stets munter, aufgeräumt, sorglos

und lachlustig zeigt, da er Fremden wie seinesgleichen mit einer gewissen verbindlichen Höflichkeit und Vertraulichkeit begegnet, da ihm endlich die Tugenden der Gastfreiheit und hilfreicher Gefälligkeit nicht fremd sind, ist der erste Eindruck, den er macht, ein sehr günstiger und gewinnender. Man fühlt sich durch die naturwüchsige Frische und Liebenswürdigkeit seines Wesens angezogen, man glaubt bei der scheinbar rücksichtslosen Offenheit und Biederkeit des Waldkinds in seinem Herzen wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen, auf seine Aufrichtigkeit und Treue Häuser bauen zu können. Indes man täuscht sich, das lichte Bild hat auch seine dunkle Rückseite. Nicht bloß, daß dem Busch neger eine gewisse Hab- und Gewinnsucht eigen, die nicht selten mit einer bettelhaft zudringlichen Begehrlichkeit Hand in Hand geht — nein, er ist in Wirklichkeit gar nicht der treuherzig ehrliche Bursche, der er auf den ersten Blick zu sein scheint. Die Kampfesstellung, in der seine Vorfahren sich befunden, die Täuschungen und Betrügereien, denen er selbst in der „Kolonie“ ausgesetzt ist, haben ihn dem Weißen gegenüber, die abergläubischen Einflüsterungen, mit denen ihm seine heidnischen Zauberdoctoren im Ohr liegen, haben ihn seinen eignen Landsleuten gegenüber mit einem tiefgehenden Mißtrauen, mit einem argwöhnischen Wesen erfüllt; auch von Rachsucht dürfte er nicht frei sein. Das verbirgt er aber geschickt, da er einen offenen Kopf wie eine gute Portion Mutterwitz und Verschmitztheit besitzt. Es hält sehr schwer, hinter seine eigentlichen tiefergehenden Absichten und Pläne zu kommen; den wahren Grund seiner Abneigung, auf die Wünsche und Vorschläge anderer einzugehen, vergräbt er unter einem Berg von Vorwänden und Ausflüchten, um die er nie verlegen ist. Zu sehr gedrängt, giebt er wohl auch gelegentlich ein Versprechen ab, das zu brechen er jedoch schon entschlossen war, ehe er es ausgesprochen hatte. Oder er hält es nicht, weil er, infolge seiner argwöhnischen Art durch andere leicht beeinflusst, allerhand Bedenken und Hintergedanken inzwischen Raum gegeben hat. Diese Undurchsichtigkeit und Unzuverlässigkeit, die sich hinter der Maske harmloser Leutseligkeit und Vertrauensseligkeit verbirgt, bringt einen disharmonischen Widerspruch in sein Wesen und erschwert den näheren Umgang mit ihm. Vielleicht ist es ein dem Busch neger ursprünglich fremder Zug, der ihm nur durch die Berührung mit der Außenwelt aufgedrängt wurde. Thatsache ist es jedenfalls, daß er denen, von deren Uneigennützigkeit und Wohlmeinung er sich endgültig überzeugt hat, ein kindliches, unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt, und daß er, von der Macht des Evangeliums ergriffen, eine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen andere an den Tag legt, auch wenn es gilt, Geständnisse über Abweichungen und Fehltritte zu machen, wie sie leider bei seinem Stammesbruder, dem Neger der „Kolonie“, im allgemeinen nicht oder doch nur selten zu finden ist.

Es erübrigt uns noch eine Berücksichtigung der sittlich religiösen Grundsätze und Anschauungen des Busch negers, wie sie mittelbar in dem Zusammenleben mit seinen Allernächsten, mit seiner Familie, unmittelbar in seiner Beziehung zu Gott oder, sagen wir lieber, zur Gottheit sich offenbaren.

Schon auf dem ersteren Gebiet begegnen wir neben einzelnen lichten

Jüngen doch einer Reihe von Erscheinungen, welche diese Kinder des Urwaldes als entschiedene Heiden kennzeichnen. Wohlthuend berührt die Stellung, welche dem Kinde von Jugend auf angewiesen wird. Im erfreulichen Gegensatz zu der Schlawheit und Verhättselung, welcher sich auch vielfach christliche Neger der „Kolonie“ bei der Erziehung ihrer Kinder schuldig machen, wird im Kamp des Urwaldes auf Zucht und Unterordnung der Jugend gehalten, allerdings oft sehr summarisch und hart, um nicht zu sagen roh. Indes ein eingebläuter Respekt ist doch immer noch besser als unbeschränkte Zuchtlosigkeit. Und was die Jungen gelernt, üben sie als Erwachsene, den Älteren und Alten wird mit Achtung und Rücksicht begegnet. Die Stellung des Weibes ist auch eine freiere und ehrenvollere, als bei vielen heidnischen Naturvölkern; sie ist nicht der ausschließliche Familien-Packesel, die alle Arbeit verrichtende Sklavin des Mannes, sondern ihr Wort gilt, ihre Meinung wird eingeholt und wiegt etwas. Indes eine Unauflöslichkeit der Ehe, die ganz formlos nach Eingeholung der Zustimmung des betreffenden Mädchens (meist schon im Alter von 13—16 Jahren) und ihrer Eltern eingegangen wird, kennt der Buschneger nicht, jedenfalls nicht grundsätzlich, wenn sich auch Gatten thatsächlich nicht selten die eheliche Treue bis zum Tode des einen halten. Schon die bereits früher berührten Anschauungen, daß die Blutsverwandten des einen Gatten, namentlich die der Frau, nähere Rechte an diesen haben als der andere Gatte, stehen einer höheren Auffassung der Ehe hindernd im Wege.

Der Bruder, der Onkel, die Tante und die Großmutter jedes Gatten besitzen die Befugnis, nach Belieben eine Ehe, die ihnen aus irgend welchen Gründen nicht mehr behagt, selbst wider den Willen und die Neigung beider Gatten wieder aufzulösen. Auch treten, nebenbei bemerkt, die Kinder in die Rechte der Mutter, aber nicht in die des Vaters ein. Die Kinder eines Saramakaners z. B., der eine Nufanerin heimgeführt hat, genießen bei den Saramakanern keine Stammesrechte; ziehen sie aber an die Marovijne, so werden sie dort für Voll-Nufaner angesehen.). Kein Wunder, daß der eine oder andere der beiden Gatten sich auch für berechtigt ansieht, durch Weglaufen eine Verbindung zu lösen, die ihn nicht mehr befriedigt oder gar abstößt. Ehebruch ohne vorherige Lösung der bestehenden Ehe wird zwar für ein Verbrechen angesehen. Doch kommt die Sühnung desselben nicht auf Grund eines geordneten Gerichtsverfahrens zustande, sondern sie wird dem gekränkten Ehegatten, ja eigentlich seiner Familie überlassen. Um letztere dazu anzuspornen, daß sie ihre Schuldigkeit thue, nimmt der gekränkte Gatte sich gelegentlich sogar das Leben. Seine Familie hält sich nun aber nicht bloß an den Verführer, sondern auch an dessen ganze Familie und sucht Blutrache zu nehmen. In vielen Fällen wird jedoch schließlich die Sache durch Vermittelung Unbetheiligter gütlich beigelegt und durch eine Geldbuße beglichen. Dürfen wir den Aufzeichnungen Johannes Rings, eines bekehrten Heiden, von dem weiter unten mehr die Rede sein wird, Glauben schenken (und wir haben allen Grund dazu), so scheinen zwar einerseits die heidnischen Buschneger das Bewußtsein zu haben, daß sie unrecht thun, wenn sie Ehebruch und andere fleischliche Ausschweifungen begehen. Andererseits scheint dieses Bewußtsein aber nicht stark und tief genug zu sein, um sie von den Wegen des Lasters zurückzuschrecken, sondern im Gegenteile spornt es in Verbindung mit dem Gedanken, Der nur sei ein rechter Mann, welcher möglichst viel Weiberherzen gewinne, zur Vollbringung der bösen That und

erhöht nur deren Reiz. In seinem „Ein Bekenntnis der Heiden“ betitelten Aufsatz berichtet Joh. Ring auch, daß die Verführung nicht selten von dem weiblichen Teil ausgehe und daß man sich allerhand abergläubischer Mittel bediene, um das Herz des geliebten, aber schon anderweitig gebundenen Mannes zu erobern. Die Vielweiberei trifft man auch im Buschland an, zwar nicht allgemein, sondern mehr als Ausnahme denn als Regel. Es scheinen hauptsächlich begütertere und einflußreichere Personen sich die Freiheit zu gestatten, eine zweite oder gar dritte Frau zu der ersten hinzuzunehmen. Granmans und Kapitäne thun es mit Vorliebe. Gewöhnlich pflegen dann aber die Nebenfrauen auf andern Kamps zu wohnen. Man hat oft behauptet, daß die sittlichen Zustände in der unter christlichem Einfluß und einer geordneten Gesetzgebung stehenden „Kolonie“ viel schlimmere seien als unter den heidnischen Buschnegern. Wir glauben das, wir glauben sogar, daß das von der „Kolonie“ ausgehende Beispiel der Verlodderung entnervend und verführend auf die Bewohner des Urwalds zurückgewirkt hat. Sie selbst berufen sich auf den Vorgang der Weißen den Missionaren gegenüber, sagen jedoch dazu: „Wir wissen aber, daß ihr Arnitri-Bakra (Herrnhuter-Europäer) das anders anseht!“ Aber mag es in der „Kolonie“ noch schlimmer stehen, im Urwald steht es auch schlimm genug. Auch dort haust ein heidnisches Volk, welches durch seine Versklavung an die Fleischeslust bezeugt, daß es den lebendigen und heiligen Gott nicht kennt.

Es tritt aber noch deutlicher zu Tage, wenn wir das betrachten, was sie an seine Stelle setzen, einen recht ausgebreiteten, groben Fetischdienst. Sofort wenn man mit dem Boote bei einem heidnischen Buschnegerdorf anlegt, erblickt man die Wahrzeichen der Abgötterei. Gleich am Ufer steht ein niedriges Fährnchen, ein Stod mit einem kleinen Lappen Zeug, der die Aufgabe hat, die Bakroes, die bösen Geister, von dem Betreten des Kamps abzuhalten. Steigt man aus, so muß man ein sogenanntes Kefingatiki passieren, zwei senkrecht in den Boden gebohrte Stangen, auf deren oberen gabelförmigen Enden eine Querstange ruht, in Zwischenräumen mit einzelnen Palmblättern behangen, die vom Lusthauch leise bewegt werden. Sie sollen die Jorkas, die den Lebenden Schaden zufügenden Geister der Abgeschiedenen, ausschließen. Bisweilen hängen auch noch rechts und links von dieser Pforte zwei kleine Götzen an Stöcken, welche die Wirkung jener zu verstärken gemeint sind. Überall, wo aus dem Kamp ein kleiner Buschpfad zu den Kostäckern führt, ist ein solches Thor angebracht, das die ganze schwächliche Erbärmlichkeit dieses Kultus versinnbildlicht. Denn die Vorstellung von der Macht dieser Jorkas wetteifert mit der gleichzeitigen Vorstellung von ihrer Ohnmacht, wenn eine solche Lumperei die Gefürchteten fernzuhalten vermag. Auf dem kleinen freien Platz, der sich gewöhnlich dicht am Ufer befindet, erhebt sich eine hohe Stange mit einem kleinen Quersholz, an welchem wieder ein fahnenartiger Lappen befestigt ist. Das Ganze stellt die Gebetsstange des Grangado oder Waktiman (Großen Gottes oder Wächters), des höchsten Beschirmers des ganzen Kamps, vor. Nicht weit davon ist eine zweite kleinere Stange, die wieder den Geistern der Verstorbenen geweiht ist. Der ersteren nahen sich die Heiden nicht, der letzteren dagegen bei jeder Gelegenheit, um ein Orakel durch ihre Vermittlung zu erhalten. So brauchen wir auch nicht weit zu suchen, um das eigentliche Götzenhaus des Grangado zu erblicken. Meistens ist es ein wirkliches kleines, von allen Seiten geschlossenes Haus, in vielen Fällen jedoch nur vier Pfähle, die ein Dach aus Palmblättern tragen. Darunter steht ein Pfahl mit einem Einschnitt auf beiden Seiten, ein Stück unterhalb des oberen Endes; der Einschnitt deutet den Hals an, auf dem

oberen Ende ist eine Frage entweder eingeschnitzt oder mit weißem Thon gemalt; sie stellt den Kopf vor. Vor diesem Idol steht ein niedriger Pfahl, ein Ersatz für den Opfertisch, auf dem ein Teller sich befindet; auf dem Erdboden liegen leere Flaschen und ein Gläschen, wohl auch Eierschalen, — kurz Gegenstände, welche andeuten, daß dem Gözen geopfert wird, außerdem noch Klumpen weißen Thones. Bisweilen wird auch nur ein Topf auf einen Pfahl gestülpt und mit Kohle Augen, Nase und Mund darauf gezeichnet, was auch genügt. Nur selten findet man Figuren, die bis auf einen gewissen Grad kunstvoll geschnitzt sind, die Gesichter mit leidlichem Ausdruck, Augen aus Glasugeln oder roten Bohnen, Arme und Beine haben, ja selbst ein Kleid aus feinem geflochtenem Gras tragen. Da ist dann auch das Gözenhaus in besserem Schick, mehrere Bilder bevölkern es, ein aus Stein gemeißelter Opfertisch ist vorhanden, schmutzige Schüsseln mit kalkigem Wasser und Näpfe mit grünen Kräuterbrühen stehen umher, Tierzähne, große weiße Thonugeln und Fischgerippe bedecken den Boden, Pyramiden aus kleinen Holzstäben, Stöcke und hölzerne Lanzen lehnen an den Wänden. Aber unter dem ganzen Plunder nichts Ansprechendes oder Erhebendes, sondern das Einzelne wie das Ganze — weckt es Ekel oder Lachen? Außer diesem Gözenhaus des ganzen Kamps giebt es nun aber neben vielen Hütten noch kleine Privat-Gözenhäuser, die ähnlich eingerichtet sind, und in den Wohnungen selber oft drei, vier oder mehr kleine Gözenpüppchen, unschön, eher unförmliche Stücke Holz als menschenähnliche Gebilde. Herrscht in einem Hause längere Zeit Krankheit, so wird ein Pfahl vor der Thür deselben eingeschlagen und an einem quer darauf genageltem Brettchen eine Anzahl Gözen aufgehangen, während auf dem Brettchen einige Flaschen mit Brantwein als Opfer für den bösen Geist der Krankheit aufgestellt sind. In der unmittelbaren Nähe der Lagerstatt des Kranken werden dann auch (meist weiß, blau oder rot betupfte) kleine Gözenbilder angebracht, z. B. an einem Strick aufgehangen, um ihre Kraft zur Wiederherstellung des Kranken zu bethätigen, der außerdem Waschungen mit einer Kräuterbrühe über sich ergehen zu lassen hat, welche in einem Troge innerhalb oder außerhalb des Dorfes bereitet wird, und stets auch mit weißem Thon eingeschmiert ist. — Manche der Gözenbilder sind alte Familienerbstücke, welche nach der Überzeugung der gegenwärtigen Besitzer schon ihren Vorfahren Schutz und Heil angebedeihen ließen und darum doppelter Pietät wert sind. Alle diese überwiegend unförmlichen Gebilde sind nun aber nicht von irgend einer beliebigen, ungerufenen Hand, sondern von den Zauberdoktoren hergestellt, die weiter unten näher berücksichtigt werden sollen. Diese weihen die groben Erzeugnisse und verleihen ihnen dadurch übernatürliche Kräfte.

Die diesem Götterkultus zu Grunde liegenden, nur sehr dürftigen theologischen Anschauungen sind kurz folgende. Es giebt eine einzige Obergottheit, Grangado, Gott im Himmel, der alles geschaffen hat. Aber er ist fern, unzugänglich, ohne Interesse und Theilnahme für die Erdbewohner. Diese hat er vielmehr an eine Reihe von Untergottheiten gewiesen z. B. an den Gott des Waldes, Banko oder Amockoe, an den Gott des Wassers, Boemba oder Toni, an eine ganze Anzahl von Geistern und Dämonen (Bakroe), die theils unsichtbar herumschweben, theils sich in gewissen Gegenständen, in einzelnen Tieren, Bäumen und Gesträuchen verkörpert haben. Von Grangado ist der ganze Gözendienst und der weitere abergläubische Apparat, der gleich näher besprochen werden soll, eingeführt.

Er hat denselben aber nur für die Neger bestimmt, nicht für die Weißen — eine praktisch sehr wichtige Anordnung, auf die gestützt ein gut Teil der Einwürfe zurückgewiesen wird, welche der Missionar gegen die Wirksamkeit der Götzen und Zaubermittel erhebt, indem er sie ohne jede üble Folge für seine Person zerstört. Einer solchen demonstratio ad hominem wird aber seitens des Negers sofort alle Beweiskraft mit der Behauptung aberkannt: „Unsere Religion ist nur für die Schwarzen, darum schadet euch dergleichen nicht. Würden wir aber so mit den Götzenbildern und Zaubermitteln verfahren, so wären wir dessen sicher, daß schwere Strafgerichte uns träfen!“ Wer sich im übrigen durch den Mangel an tieferen Ideen in diesem Kultus enttäuscht fühlt, dem können wir nicht helfen. Der Neger, vollends der auf niedriger Kulturstufe stehende Buschneger, ist weder ein kritischer noch ein spekulativer Kopf. Einzig und allein das gedankenlose, unklare geistige Halbdunkel, in welchem seine religiösen Vorstellungen sich bewegen, sichern denselben ihren subjektiven Bestand und ihre Macht über die Gemüter.

Unter den Tieren werden einige Arten der in Suriname sehr häufigen Schlangen verehrt, namentlich die Mama-Sneki oder Abgottesschlange (*Boa constrictor*). Sie wird nie absichtlich getötet, sondern wenn sie in einen Kamp kommt, mit höflich verbindlichen Schmeichelworten gebeten, sich wieder zu entfernen. Dringt sie gar in eine Hütte ein, so hegt und äht man sie, ja die Bewohner verlassen eher das Haus, als daß sie das Tier mit Gewalt entfernten oder gar erlegten, wozu sie bei profanen Schlangen schnell bereit sind. Nicht selten geschieht es aber, daß beim Verbrennen von Gestrüpp und Zweigen auf einem neugebrochnen Koftgrund oder aus sonstigen Gründen eine solche Schlange umkommt. Dann ist die Not groß. Man bewahrt den Leichnam in einem eigens dafür angefertigten Sarge so lange auf, bis man es vor Verwesungsgeruch nicht mehr aushalten kann. Darauf begräbt man sie unter lauter Totenklage und unter Anwendung vieler abgöttischer Zeremonien, ja man führt endlich einen Sneki-Pre, einen Schlangentanz, auf, um den Geist der Getöteten zu besänftigen und freundlich zu stimmen. Die Zauberdoktoren lassen sich ihre Mitwirkung dabei teuer bezahlen, auch das unumgänglich damit verknüpfte Totenfest verursacht große Ausgaben. Und erfolgt gleichwohl bald darauf ein Sterbefall oder ein Fall von schwerer Erkrankung in dem Kamp, in dessen Nähe das Tier verendete, so trägt ganz gewiß der Zorn seines abgeschiedenen Geistes die Schuld. Die in Suriname nicht seltenen Raimans, eine Art kleiner Krokodile, ebenso die gewaltigen Bauten der Teremiten oder weißen Holzameisen sind ebenfalls sacrosanct, ihre auch unabsichtliche Beschädigung oder Zerstörung führt nicht bloß über den Thäter, sondern auch seine Angehörigen und Dorfgenossen schweres Unglück herein. Im Gebiet der Pflanzenwelt sind es hauptsächlich die herrlichen, hochgewachsenen und weitästigen Rankantri-, wie die Peto-Bäume, welche göttliche Verehrung genießen. Das untere Ende ihres Stammes wird mit einzelnen Lappen behangen, zwischen die Wurzeln unmittelbar an ihrem Fuße legt man Geldstücke und Gefäße mit Speisen und Getränken nieder. Einzelne Staudengewächse wie die Tillandsia mit ihren 3 Zoll langen, sehr spitzigen schwarzen Stacheln werden ebenso behandelt. Auch das „Krummholz“, ein 3—4 Fuß langer, zufällig im Zickzack gewachsener Stab, der also ein scharfes Doppelnie bildet und den verschiedensten Gewächsen angehören kann, hat in den Augen des Buschnegers etwas Unheimliches. „Denn“ so

sagt er, „wäre es grade gewachsen, so würde es nichts Besonderes sein; aber indem es krumm wächst und sich rückwärts biegt, zeigt es, daß ein böser Geist darin sitzt.“ Im Walde geht darum ein jeder dem Krummholz ängstlich aus dem Wege; gleichwohl sucht man sich durch den Zauberdoctor ein solches Stück zu verschaffen und zahlt ihm dafür an 40 bis 50 Gulden (68 bis 85 M.), um es dann im Gözenhause oder in der eigenen Hütte aufzustellen. Denn durch den erlegten Kaufpreis hat man sich den darin verborgenen Geist dienstbar gemacht und hofft, durch Berührung mit dem Holze Krankheiten vertreiben zu können. Das kennzeichnet überhaupt ihre heidnische Anschauungsweise, daß eine Menge Dinge für sie gleichzeitig Gegenstände der Furcht und des Abscheus, aber auch des Vertrauens und der Verehrung sein können. — Eine außerordentlich große Rolle bei ihren religiösen Gebräuchen spielt Pimba (auch: Bimba oder Bemba) doti d. h. weiße Erde, Thonerde. Ihrer vielseitigen und massenhaften Verwendung scheint das allerdings in sehr grobkörniger und materieller Weise befriedigte Bedürfnis zu Grunde zu liegen, das Dunkle, Befleckte, Unheilige licht, rein und tadellos zu machen. Mit Pimba doti werden ihre Gözen bestrichen oder doch betupft, alle zum Gottesdienst gehörigen Geräte, Teile der Gözenhäuser und ihrer Wohnhütten. Kranke reibt man damit ein, zu den abgöttischen Tänzen, zu Flussfahrten behufs längerer Reisen, zum Bestehen von Liebesabenteuern, ja wenn man alt ist, aber noch länger leben will, salbt man sich damit. Gefahren sollen von dem durch sie Geweihten abgewendet, leibliche Kraft und Stärke, Heil und Glück ihm dadurch verliehen werden. Auch noch bei verschiedenen andern Gelegenheiten wird Pimba doti benutzt. So brachte z. B. ein Buschneger, der sich zur Taufe anmeldete, einem unsrer Missionare ein kleines Töpfchen, das damit bestrichen und davon, mit einigen Blättern und Wurzeln untermischt, angefüllt war. Ein Stückchen von dem Inhalt, in einer Flasche Dram aufgelöst, sollte ein Universalmittel gegen alle Krankheiten sein. Dem Werte dieser vielseitigen Bedeutung entsprechend hatte der Besitzer für einen großen Steinkrug voll Dram, einen dito voll Syrup und 10 Gulden (17 M.) bar einem Gözenpriester es abgekauft, lachte nun selbst aber über den Schwindel und hatte doch zugleich ein Gefühl für die traurig ernste Seite der Sache. — Einem ähnlichen Zwecke dienen die Obia's. Sie werden von den Zauberdoctoren und — nicht selten von jüdischen Geschäftsleuten in Paramaribo feil geboten. Sie bestehen aus einer an sich ganz wertlosen Kleinigkeit. Zollgroße, rund oder kegelförmig geschnitzte Stückchen Holz, ein kurzes Stückchen Strick mit ein paar eingeflochtenen Papageisfedern, eine kleine Kauri-Muschel, eine Schnechenschale, ein Tigerzahn, Hörner von Käfern, kleine Knöchel, eine kleine Münze an einem Bändchen, Glasperlen, Messingchellen mit weißen Baumwollfäden umwickelt, u. dgl. werden am Halse, auf der Stirn, am Oberarm, am Handgelenk, am Knie oder Knöchel getragen und sind nichts anders als Talismane oder Amulette. Die Weihe des Zauberers pflanzt einem solchen Nichts ungeahnte Kraft und Bedeutung ein. Jeder Heide trägt mindestens eins dieser Verloques des Aberglaubens an sich, schon kleine Kinder werden damit ausgestattet. Es schützt vor dem so sehr gefürchteten Ogri Kai, dem bösen Blick, aber auch noch vor andern Gefahren. Dem Jagdhunde wird ein solches Dingchen umgehängt, damit er gut treibe; selbst an Frucht bäume befestigt man ein Stückchen Schildkrötenschale, eine verdorrte Eidechse oder ein paar zusammengebundene Vogelfedern, um ihnen Fruchtbarkeit zu verleihen. — Mit den Obia's sehr verwandt ist das Kandoe (sprich: Kanduh). Ein solches bringt der Buschneger vor seiner Hütte, seinem Acker, wenn er auf länger verreisen,

oder auf einem Wege an, wenn er ihn sperren will. Ein Ochsenhorn, ein alter Spaten, ein paar Schlingpflanzen, ein alter Besen, Eierschalen oder ein paar Flaschen u. dergl. werden so, daß sie jedermann in die Augen fallen, vor dem Hause oder Ader oder auf dem Wege hingelegt, und da der Besitzer ebenso fest an die beschirmende Zauberkrast dieser Dinge glaubt wie der Unbefugte an ihre ihn bedrohende Wirkung, so besitzt dies Mittel eine größere Gewalt als Schlösser, Eisengitter, Warnungstafeln oder Wachtposten mit geladenem Gewehr. Kein Heide würde jemals wagen, diesen Bann zu brechen, und wenn er Millionen dadurch gewinnen könnte. — Das Kandoe ist aber nicht bloß Verteidigungs- sondern auch Angriffswaffe und wird als solche allerdings anders, d. h. bereits Wissi, Gift, schädliches Zaubermittel, genannt. Wird einem Buschneger über Nacht vor seine Hütte oder in sein Corjal eine zerbrochene Flasche, Eierschalen, eine Münze, das Nas einer Kröte oder eines Vogels u. dergl. hingelegt, so weiß er, daß er einen geheimen erbitterten Feind hat und fürchtet nun nicht sowohl die Angriffe dieses, als die feindseligen Zauberkräfte, die jener durch Anbringung dieses Wissi gegen ihn losgelassen hat. Wissi, in beiden Bedeutungen des Wortes, spielt in dem Leben des Buschnegers eine unheimliche Rolle. Seine Zauberdoktoren sind mit einer ganzen Reihe von Giften vertraut, die man noch in keinem Droguengeschäfte Europas kennt, mit Giften, die eine sehr verschiedenartige, teils eine rasch, teils eine langsam tötende, teils nur eine gewisse körperliche und geistige Funktionen lähmende Wirkung ausüben. Gegen entsprechende Vergütung wird eine Dosis dieser Ware, werden allerhand vorübergehliche Zaubermittel von diesen Trabanten der Finsternis an diejenigen verabsolgt, welche aus Rachsucht oder andern schlechten Beweggründen einer Person Schaden zufügen oder sie aus dem Wege räumen wollen; Gift, unter die Fingernägel oder auf die scharfen Ranten gewisser eiserner Ringe gestrichen, um damit Gegner im Kampfe tödlich zu verwunden, stammt wohl auch meist aus der Werkstatt dieser unheimlichen Gefellen. Die Schwarzkünstler bedienen sich ihrer Kunst ebenfalls, um ihr eigenes Ansehen und die Furcht vor ihrer Macht zu erhöhen. In dieser Beziehung verhüllen die Schatten des Urwaldes manchen Betrug und — manches Verbrechen, ja das Bewußtsein nur der Möglichkeit, daß ein solches verübt werden kann, erfüllt die Gemüter der Uneingeweihten mit lähmenden Befürchtungen. Ein mit, oft auch ohne Grund der Zauberei oder Gistmischerei Angeklagter dagegen, der seine Schuld leugnet, muß sich gelegentlich einer Art von Gottesurteil unterwerfen und einen giftigen Trank, Leba genannt, leeren, der unter Oheraufsicht des Granmans von den Zauberdoktoren bereitet wird. Erkrankt er infolge davon, so ist seine Schuld erwiesen, und er wird zum Tode verurteilt; früher wurde er verbrannt, jetzt, wo die Sitten milder geworden sind, dürfte eine weniger schmerzhaftige Hinrichtungsart gewählt werden.

Nun müssen wir aber endlich den bösen Engeln und Plagegeistern der Buschneger, ihren Zauberdoktoren selber, unsere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn das auch mit dem Gefühle einer gewissen Unsicherheit geschieht. Der Grund zu letzterer liegt einmal darin, daß der Neger seiner ganzen Ausdrucks- und Denkweise nach schon sehr ungenau und unlogisch in der Bezeichnung der amtlichen Stellung und in der Abgrenzung der Funktionen dieser Klasse von Menschen ist. Sodann begegnen wir innerhalb des Wirkungskreises dieser Unholde gewissen Erscheinungen, die zum mindesten höchst befremdlich und außerdem in ein gewisses absichtliches, geheimnisvolles Dunkel gehüllt sind. Der heidnische Neger giebt keinen

Aufschluß darüber, er würde das für Verrat ansehen; der getaufte thut es nicht aus Abscheu vor der Knechtschaft, der er entronnen. Selbst jener oben citierte Aufsatz von Joh. King läßt uns im Stich, denn derselbe ist theils unvollständig, theils schwebend und unbestimmt in seiner Ausdrucksweise. Der Missionar kann schon seiner amtlichen Stellung und Thätigkeit nach sich nicht auf eine eingehende, objektiv kritische Untersuchung der hier in Betracht kommenden Thatfachen einlassen, seine Pflegebefohlenen würden das nicht verstehen, würden Anstoß daran nehmen; ja selbst wenn er es versuchte, würde er nicht zum Ziel kommen, denn man würde ihm nicht den nötigen Einblick gewähren. Noch mehr; wir glauben sogar, daß die Missionare, oder doch wenigstens recht viele unter ihnen, nicht die richtigen Leute sind, diesen geheimnisvollen Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Darin liege kein herabsetzendes Urtheil! Ihnen verdanken wir das meiste, was wir auch über die Abgötterei heidnischer Völker wissen. Indes weil ihr Beruf wie ihre Überzeugung sie gerade zu der Ausrottung jener veranlaßt, sie, je eifriger sie in ihrem Dienste sind, desto lebhafter zu der edlen Leidenschaft einer heiligen Kampfeslust anspornt, sind sie vielleicht nicht immer ruhig, unparteiisch, unbefangen genug, um das, was sie bekämpfen, nicht im schwärzesten Lichte zu sehen. Auch auf die Gefahr hin, daß daher Schreiber dieser Zeilen von einem oder dem andern der lieben Sendboten auf dem tropischen Arbeitsfelde für einen zweifelsüchtigen Rationalisten erklärt wird (und das geschähe nicht zum erstenmal), kann er nicht anders, als nur das wiedergeben, was ein besonnenes Urtheil ihm zu gestatten scheint.

So viel steht fest, daß der Fetischdienst der Buschneger keinen eigenen, geschlossenen Priesterstand besitzt. Diejenigen, welche auf dem Gebiet des Kultus eine leitende Stellung einnehmen, treiben dieselbe bürgerliche Handlung wie ihre übrigen Landsleute; es giebt sogar Frauen unter ihnen. Man bezeichnet sie als Wissiman, Obiaman, Wintiman (oder wenn es ein Weib ist, als Wintimama) und Lockoeman. Bisweilen will es scheinen, als ob diese verschiedenen Bezeichnungen wirklich Personen mit verschiedenartigen Funktionen und Ämtern gälten. Wissiman und Obiaman würde dann Zauberer bedeuten, Wintiman und Wintimama Leute, welche den Winti, den bösen Geist entweder über die Leute brächten, oder sie davon befreiten, je nach Bedürfnis und Gelegenheit, Lockoeman endlich heißt soviel wie Seher, Wahrsager. Indes die Thatfache, daß alle diese Bezeichnungen in willkürlicher Vermischung gebraucht werden — Wintiman ist die häufigst vorkommende — und daß ferner die bezeichneten auf den verschiedenen hier in Betracht kommenden Gebieten gleichzeitig wirksam sind, schließt die Annahme aus, daß es sich wirklich um drei bezw. vier verschiedene Klassen handelt, wenn auch der Schwerpunkt der Thätigkeit des Einzelnen bald mehr auf dem einen, bald mehr auf dem andern Gebiet liegen mag. Was thun und treiben nun aber diese Wintimänner, diese Zauberdoctoren? Daß sie die Gözenbilder und Obias herstellen und zwar oft fast fabrikmäßig in großen Vorräten — auf einer Reise in die Coermotibo fanden Missionare einmal acht größere und kleinere Hütten fast ganz mit Gözenbildern gefüllt, es war die Niederlassung eines zufällig abwesenden Witiman, zu der sie gekommen — haben wir bereits erwähnt, und daß sie sich ihre Ware gut bezahlen lassen, ist selbstverständlich, ebenso, daß sie als die eigentlichen Bannerträger des

nur für sie nutzbringenden Gözendienstes die erbitterten, aber selten offen auftretenden Feinde der Missionare sind. Weiter haben wir sie bereits kennen gelernt als Giftmischer, und ihre Thätigkeit in dieser Beziehung ist eine unheimlich ausgebreitete. Sodann sind sie bei ihren Landsleuten bedingungslos als mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Zauberer anerkannt, ohne deren Beirat keine folgenschwere Entscheidung im privaten oder öffentlichen Leben getroffen werden darf. Gewiß ist zunächst aber nur, daß sie ganz geriebene und durchtriebene Betrüger sind, die mit einem unglaublichen Maß von Berechnung und Schlaueit zu Werke gehen, die sich auf manche den Unkundigen verblüffende Taschenspielerkunststückchen verstehen, die überall ihre Helfershelfer und Späher haben und deren beste Bundesgenossen einerseits die Furcht, andererseits der Leichtglaube, der Aberglaube ihrer getäuschten Opfer sind. Diese Eigenschaften und Umstände dürften zur Erklärung des weitaus größten Teils ihrer allerdings oft überraschenden und scheinbar rätselhaften Leistungen, auch sogenannter Fernwirkungen, ausreichen. Ob außerdem noch ein ungelöster Rest bleibt, ob sie wirklich ebenbürtige Zunftgenossen von Jannes und Jambres, den ägyptischen Zauberern und Moses Gegnern, sind, wie manche behaupten, lassen wir dahingestellt. Eine größere und unheimlichere Thätigkeit entfalten sie jedenfalls auf einem andern Gebiet, nämlich in ihrer Eigenschaft als eigentliche Wintimänner. Winti bedeutet wie in verschiedenen andern Sprachen beides, Hauch und Geist. In den, der den „Winti bekommt“, kehrt ein gewisses unsichtbares, höheres Etwas, eine überirdische Macht, ein und ergreift in dem Maße Besitz von ihm, daß er das Selbstbewußtsein und die Herrschaft über sein eigenes Ich völlig verliert, ja nur noch Gefäß dieser höheren Macht ist, die aus ihm spricht und durch ihn handelt. Dem vom Winti Ergriffenen ist darum als einem höheren Wesen Achtung und Ehrfurcht zu bezeugen, seinen Anordnungen nachzukommen, seinen Aussagen unbedingter Glaube zu schenken. So ungefähr lautet die Theorie der Wintimänner über den Wintitanz oder die Wintiverzückung, in die sie selbst von Zeit zu Zeit geraten und auch andere hineinversetzen können. Verschiedene Missionare dagegen erklären die merkwürdige Erscheinung für nichts anderes als jene Beseßtheit, von der im Neuen Testament berichtet wird, und leiten sie her aus einer bewußten und beabsichtigten Verbindung mit den Geistern des Abgrundes und ihrem Fürsten, dem Teufel. Thatsache ist jedenfalls, daß die Wintitänzer auf kürzere oder längere Zeit in eine, sagen wir einmal, Wahnsinnsraserei der schlimmsten und grauenerregendsten Art geraten. Sie stoßen je und dann ein Geschrei aus, so Mark und Bein erschütternd, daß auch den Kaltblütigsten und Starknervigsten wohl ein Beben überkommen kann. Sie entwickeln ungewöhnliche Körperkräfte, jagen wild taumelnd im Kreis umher, wälzen sich in Dornen, verwunden sich mit spitzen und scharfen Gegenständen, die ihnen in den Weg kommen, ja würden sich das Leben nehmen, wenn man sie nicht bewachte, entwaffnete und aus gefährlichen Lagen befreite, in die sie sich sinnlos gestürzt. Joh. Ring berichtet in dem wiederholt angezogenen Schriftstück auch, daß Wintitänzer in brennendes Feuer sprängen und darin herumtanzten bis es niedergebrannt wäre, daß sie das Eisen einer Art in den Flammen glühend machten und es dann ruhig so lange in den Händen hielten, bis es erkaltet wäre, daß sie ein Glas Dramm leerten, dann das Glas selber zerbissen, zerkaute und hinunterschluckten — alles, ohne daß dem Verüber solcher zweckloser Schauderdinge irgend ein leiblicher Schade daraus erwüchse. Thatsache ist jedenfalls auch, daß die aus solchem Zustand Erwachenden nichts von allem dem wissen, was inzwischen mit ihnen vor-

gegangen, Thatsache nicht minder, daß über die uneingeweihten Landsleute der Rasenden lähmende Furcht fällt. Sie beginnen laut zu schreien, auch zu tanzen, sie umringen den Tobenden, sie flehen ihn mit gefalteten Händen und in demütig gebückter Stellung an: „Ach, unser Vater, thue uns doch kein Leides, verschone uns, wir wollen dir opfern!“ zc. Der Angeredete fordert nun dies und jenes Opfer, welches gewöhnlich in den Fluß geworfen wird oder aber in seinen Besitz übergeht, und anspruchslos ist er nicht, sondern das ganze nicht gerade sehr umfangreiche Eigentum der Erschreckten ist bedroht durch seine Forderungen. Das in kurzen Zügen eine Erscheinung, welche als vermeintliche Offenbarung der Gottheit im religiösen Bewußtsein der Busneger den ersten Platz einnimmt, dem ganzen übrigen ideenlosen Krimskrams der Abgötterei als Hauptstütze dient und die geistige Herrschaft der Wintimänner über das Volk immer wieder befestigt, wenn sie auch eine Schreckensherrschaft ist. Und die Erklärung? Nun, gute Geister sind es nicht, die hier walten, vielmehr ist das unheilvolle Treiben als ein im hohen Maße verwerfliches zu beklagen und zu verurteilen. Aber muß hier notwendig Besessenheit vorliegen? Die Möglichkeit wollen wir nicht bestreiten, die Thatsächlichkeit derselben ist aber nur behauptet, nicht bewiesen. Und wäre nicht noch eine andere Auffassung zulässig? Aus einem der Missionsberichte (Miss.-Bl. 1885, S. 11) erfahren wir, daß Wintimänner und Wintifrauen für diesen ihren Beruf geschult werden. Viel von den dazu angewandten Mitteln wird nicht erzählt, offenbar, weil der Berichtersteller selber nicht viel erfuhr; er sagt nur, daß die Betreffenden sich am Flußufer häufig mit Rot (Pimba-Grde?) einschmieren mühten und von Zeit zu Zeit von ihrem Lehrmeister durchgepeitscht würden. Der Erfolg dieser (jedenfalls lückenhaft und unvollständig geschilderten) Behandlung bestehe aber darin, daß die so Geschulten wirklich den Winti bekämen. Wie dürftig auch diese Notiz, sie verbürgt doch eine auf Erfahrung gegründete, methodische Einwirkung auf den leiblichen Organismus des Geschulten mit dem ausgesprochenen und erreichten Zweck, sein Nervensystem und Seelenleben in den Zustand einer fränkhaften Spannung und Erregung zu versetzen. Welch räthelhafter und verblüffender Leistungen aber Personen, deren Nerven- und Seelenleben fränkhaft gestört ist, sich fähig zeigen, dafür liefert auch eine auf den Grundsätzen moderner Wissenschaft ruhende Seelenheilkunde zahlreiche und vielseitige Belege. Ist aber die fränkhafte Anlage einmal entwickelt, so sind immer neue Anfälle leicht herbeizuführen und es erscheint durchaus glaubwürdig, wenn z. B. ein intelligenter heidnischer Busnegerkapitän einem der Missionäre erzählte, er habe sich später nur die Füße gewaschen, den Leib mit Pimbadotti bestrichen (woburch alle Poren verstopft und alle Ausdünstung verhindert wird) und sich dann beim Klang der Trommel immer rascher im Kreise herumgedreht; da sei dann immer der Winti über ihn gekommen. Auch der Umstand, daß die Wintitänze meistens nächtlicherweile beim Feuersehein vorgenommen werden, dürfte zur Erregung der Tänzer wie zur Steigerung des Grauens der Zuschauer nicht unwesentlich mitwirken. Aber noch eine andre Thatsache dürfte heranzuziehen sein. Ein Bericht (Miss.-Bl. 1867, S. 181) erzählt von einer Negerin, die freiwillig alle ihre Obias an den Seriman, wie sie den Missionar nennen, ablieferte und ihm bei der Gelegenheit auch eine große Gabel und einen Säbel von Holz überließ. Nach der Bestimmung dieser Gegenstände gefragt, antwortete sie: „Diese beiden Stücke hat man mit einem giftigen Saft bestrichen, und wenn ich wieder tanzte, schlug und stach man mich damit, bis ich ganz rasend und wie von Sinnen wurde.“ Hier stoßen wir also noch auf ein anderes Mittel, durch welches

jener unheimlich räthelhafte Zustand des Winti hervorgerufen wird, auf die Wirkung eines jener zahlreichen Pflanzengifte Surinames, mit deren Vereitung und Wirkung die Wintimänner ja von Berufs wegen sehr vertraut sind. Ob ein solches Gift an und für sich und allein oder in Verbindung mit jener oben erwähnten Trainirung die gewünschte Wirkung erzielt, lassen wir dahingestellt. Kam es uns doch bei der Kärghlichkeit des bezüglich dieses Punktes zur Verfügung stehenden Materials nur darauf an, den Boden und die Richtung anzudeuten, in der die Erklärung dieser unheimlichen Erscheinung unseres Erachtens zu suchen ist; eine geschlossene, fertige Theorie darüber zu geben, konnte und sollte jedoch nicht in Frage kommen.

Ein für den Uneingeweihten völlig unverständliches Geheul stoßen die Wintitänzer aus, die Wintimänner behaupten aber, es verstehen und deuten zu können und dadurch Dinge zu erfahren, die an sich jenseits der Grenze menschlichen Wissens liegen. Diese vermeintliche Kunde wird von ihnen hauptsächlich auf einem Gebiete verwertet, auf dem sie ihre Herrschaft nicht am wenigsten geltend machen, da sie sich die Macht zuschreiben, den Winti nicht bloß rufen, sondern ihn auch bannen und austreiben zu können; — auf dem Gebiet von Krankheit und Tod. Davon zu sprechen und im Zusammenhang damit die Anschauungen und Bräuche der heidnischen Buschneger zu zeichnen, erübrigt uns noch.

Keine ersichtliche Erkrankung, kein Todesfall hat nach ihrer Auffassung eine natürliche Ursache. Entweder hat Gott seine Hand an den Kranken gelegt und, wenn letzterer stirbt, eine Kette vom Himmel herunterhängen lassen, um den Toten daran heraufzuziehen, — eine Erklärung, für die man sich aber selten entscheidet — oder der Winti, bisweilen sagt man auch, einer der Zorkas, der Geister der Abgeschiedenen, ist auf eine unrichtige Weise in den Betreffenden gefahren, oder endlich ein persönlicher Feind hat ihm Wissi (Gift) beigebracht, letzteres die beliebteste und gewöhnlichste Annahme. Um aber darüber ins klare zu kommen, wenden die Angehörigen des Erkrankten sich an einen Wintiman. Diesem stehen nun verschiedene Mittel zu Gebote, durch die er sich Licht verschaffen kann. Er liest aus den Eingeweiden von Hühnern die nötige Aufklärung heraus, er kennt noch andere Wege, mit Vorliebe veranstaltet er aber einen Wintitanz und fragt dann den Tänzer, ob die Krankheit zum Tode sei oder nicht, worin ihre Veranlassung zu suchen sei, welche Mittel man zur Beseitigung anwenden solle u. dergl. m. Niemand kann den gegebenen Bescheid kontrollieren, da nur ein Wintiman das undeutliche Geheul der Tänzer zu entziffern, in Wirklichkeit demselben eine Deutung unterzuschieben in der Lage ist. Darauf wird der Kranke seiner Behandlung übergeben, die ein Gemisch von Maßregeln medizinischer Natur und abergläubischen Zeremonien bildet. Kräuter und Salben, Tränklein und Waschungen, aber auch Pimbaerde, eine Häufung von Obias an dem Kranken und von Gözenbildern um sein Lager herum, Grasgeflechte und Zauberschnüre sollens schaffen, — wir haben das bereits weiter oben berührt. Mit Sicherheit ist nur auf eine hohe Honorarforderung, aber nicht auf Genesung zu rechnen. Stirbt der Kranke oder erfolgt ein jäher Todesfall ohne vorangehende längere Krankheit, so stellt der Wintiman neue Untersuchungen nach der Ursache an entweder in der oben angegebenen Weise, oder zwei Männer tragen die Leiche umher und fragen beständig den Geist des Verstorbenen: „Wer hat dich getötet? Hat ein Mensch dich getötet?“ Der dabei anwesende Wintiman bekommt ganz gewiß heraus. Natürlich aber wird in weitaus den meisten Fällen aus Eifersucht, Rachsucht

oder Gewinnsucht ein völlig Unschuldiger als Mörder ausfindig gemacht. Die ungerechte Behandlung, die er dann in alten Zeiten erfuhr, war eine geradezu empörend rohe und grausame. Der Unglückliche ward gezwungen, das Leichenwasser zu trinken; dann band man ihn auf ein Brett und schob ihn in ein auf dem Grabe angezündetes Feuer, wo er langsam geröstet wurde. Diese Greuel hat ein mächtiger Häuptling aber schon seit längerer Zeit abgeschafft. Immerhin geht es dem Betreffenden und auch seiner Familie, die für ihn haftbar und mitverantwortlich ist, aber auch heute noch übel genug. Sie werden mit Fäusten und Striden geschlagen und dürfen sich nicht zur Wehr setzen, sie müssen den Wintiman, der ihre vermeintliche Entlarvung herbeigeführt, wie die Angehörigen des Verstorbenen mit großen Geschenken besänftigen. Meist entziehen sie sich den Mißhandlungen durch eilige Flucht und verbergen sich dann längere Zeit im Walde. Trifft sie dort aber ein Anverwandter des Verstorbenen zufällig, so haben sie ihm freundlich zu begegnen, ihn zu bewirten und seine Vorwürfe wie Schläge geduldig hinzunehmen. — Was sodann die Behandlung der Leiche selber betrifft, so ist dieselbe eine sehr umständliche und langwierige. Bretter zum Sarge sind nie auf Vorrat vorhanden, ebensowenig eine Bahre; denn das gerade würde Todesfälle hervorrufen. Also macht man sich erst nach dem Tode an das Fällen der Bäume, die das nötige Material dazu liefern sollen. Das verzögert schon die Beerdigung; aber man schiebt sie auch darum 6, 8, 10 und mehr Tage hinaus, damit man recht lange am Sarge trauern könne. Die Wirkung dieses Aufschubes auf die Leiche in diesem Klima ist furchtbar. Morgens und namentlich abends wird gleichwohl in ihrer Nähe getanzt, gesungen, geheult und getrommelt. Flintenschüsse werden abgegeben; denn der Buschneger liebt es trotz einem oberbairischen oder tiroler Buab bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten mit der Büchse zu knallen. Der Wintiman leitet selbstverständlich die ganzen Gebräuche. Kommt endlich die Beerdigung, so giebt man der Leiche noch Kleidungsstücke und allerhand Geräte mit ins Grab, in dem Glauben, das folge dem Toten in die andere Welt und verbessere dort sein Los; namentlich Anverwandte und Freunde drücken durch solche Gaben ihre Hochachtung und Teilnahme aus. Hat der Tod ein Ehepaar getrennt, so erhält der überlebende Gatte von dem Kapitän des Kamps einen langen Stock, auf den gestützt er zum Zeichen der Trauer nun längere Zeit gebückt gehen muß. Ein großes Totenfest zu Ehren des Verstorbenen mit Tänzen, Spielen und Mahlzeiten beschließt fürs erste die Trauerfeierlichkeiten. — Stirbt jemand zufällig fern von seinem Wohnort, so wird die Leiche zwar am Orte des Todes bestattet, ein Teil des Haupthaars ihr aber abgeschnitten und an seinen Wohnort gebracht, um dort vergraben zu werden. In allen Kamps, welche die Träger dieses Haars passieren, werden Trauerfeierlichkeiten abgehalten. Das Haar eines jeden verstorbenen Afsaners wird dagegen in den Kamp des Granmans an die Tapanahoni gesandt. Dort hat nämlich die Granmama, die Urahne des ganzen Stammes, gewohnt, dort hat sie ein aus Afrika mitgenommenes Samenkorn gesteckt, aus dem ein großer Baum entstanden ist. Unter diesem Baume werden nun alle Haare von Afsanern und Afsanerinnen bestattet, denn die Granmama will keines ihrer Kinder missen, und sind die Haare derselben da, dann ist's so gut als ob die Kinder selber sich eingefunden hätten. — Begegnen sich nicht am gleichen Ort ansässige Verwandte eines kürzlich Verstorbenen, so haben sie während des Trauerjahres, wo es auch sei, daß sie sich treffen, selbst mitten auf dem Flusse, sich zusammenzusetzen und eine laute Totenklage mit einander anzustimmen, ein jämmerlich sich

anhörendes Geheul. Das währt etwa eine viertel bis eine halbe Stunde, dann unterhalten sie sich in der gewöhnlichen Weise, als ob nichts geschehen wäre. Wird ein Todestag jährig, so veranstaltet man unter Leitung der Wintimänner wieder große Feste zum Gedächtnis der Abgeschiedenen. Über dem Toten vergessen die Lebenden bei solchen Gelegenheiten freilich sich selber nicht. Hatte doch z. B. ein allerdings nicht ganz unbegüterter Kapitän zu einer solchen Fesa, dem Andenken seiner Tochter geweiht, etwa 900 Pfund Reis, ein Faß Speck, ein Faß Salzfleisch, Massen geräucherter Fische und Cassaba, endlich entsprechende Vorräte an Dram und Rum für sich und seine Gäste heranschaffen lassen; auch eine große Anzahl neuer, allerdings sehr einfacher Hütten war für die Besucher errichtet worden. — Bei zahlreicheren Todesfällen an ein und demselben Ort pflegen die überlebenden Bewohner, von Entsetzen ergriffen, auszuwandern und sich irgendwo anders einen neuen Wohnsitz zu suchen, von der Annahme geleitet, die Lokalgottheit sei aus irgend Gründen über sie erzürnt.

Das sind in den wesentlichsten Umrissen die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Buschneger. Ein gemeinsamer Zug geht mit ganz wenig Ausnahmen durch sie alle hindurch, das Gefühl der Bedrohung durch übermächtige feindliche Gewalten, denen gegenüber man sich im Zustande einer nur schwer durchzuführenden Abwehr befindet. Furcht flößt die Gottheit ein, nur Furcht, kein Vertrauen, keine Liebe, keine Dankbarkeit. Eine Hoffnung über das Grab hinaus gewährt sie auch nicht. Ebenso wenig vermag sie trotz der drohenden, finsternen Züge, die sie zur Schau trägt, ein Bewußtsein der Schuld, eine Erkenntnis der Sünde zu wecken; sie zeigt keinen Weg zur Sühne, keinen zur Besserung und sittlichen Erhebung. Unwürdig, kläglich ist ihr Verhältnis zu ihren Verehrern und das dieser zu ihr. Ja im letzten Grunde enthüllen sich diese dürftigen religiösen Vorstellungen als ein hohles Blendwerk, als ein betrügerisches Gaukelspiel, hinter welchem sich die Klasse jener Wintimänner, jener Schwindler und Schurken, mit ihrem schmutzigen, intriganten Eigennutz verbirgt. Ihnen, nicht der Gottheit, dient das Walddolk in Wirklichkeit. Obwohl es kühnlich seine bürgerliche Freiheit erkämpft hat, schmachtet es in den Banden einer geistigen Sklaverei, bis ihm der verkündigt wird, der da recht frei macht.

II.

Geben wir nun einen Überblick über die **Missionsarbeit unter den Buschnegern**, so dürfte es angezeigt sein, einige allgemeine Bemerkungen zum besseren Verständnis dieser Arbeit und zur Vermeidung von Wiederholungen voranzuschicken.

Mit großen Erfolgen, mit Massenbefehrungen kann eine besonnene Gesichtsdarstellung der bisherigen Buschnegermission nicht aufwarten; im Gegenteil, die numerischen Ergebnisse der Evangeliumsverkündigung sind geringfügig, die vorhandenen Mängel des Werkes leicht nachzuweisen. Wenn die Entwicklung desselben gleichwohl einiges Interesse beanspruchen darf, so hat sie das einem andern Umstande zu danken. Sie trägt, kurz gesagt, den Charakter einer Art von Heroenzeit. Einzelne Persönlichkeiten von Bedeutung treten in den Vordergrund und zwar auf beiden Seiten, d. h. Persönlichkeiten, die sowohl dem Kreise der Sendboten, wie dem der

bisherigen Gözendiener angehören. Sie bilden in dem Maße den Mittelpunkt des Werkes, daß das Auge des Erzählers unwillkürlich an ihnen haften bleibt, sie entfalten eine Entschiedenheit, eine Treue, eine Ausdauer und eine Opferwilligkeit, wie sie in der an solchen Zügen wahrlich nicht armen Geschichte der Heidenmission doch nicht gerade an der Tagesordnung sind und jenen ohne Übertreibung die Bezeichnung als wirklicher Glaubenshelden sichern, wenn auch der dieser Darstellung zugewiesene knappe Rahmen nur kargliche Andeutungen dieser Eigenschaften gestattet. — Zwei Thatfachen sind es aber vor allem, welche, soweit die Träger der Missionsarbeit in Betracht kommen, an ihren Opfermut die größten Anforderungen stellten. Das Klima Surinames, schon an der Küste erschlassend und ungesund genug, ist im Innern des Landes geradezu mörderisch. Dedde kondre (dead country), das Totenland, nennen es die Buschneger selber. In die unabsehbaren Waldmassen, die den auch nach Süden nur sehr allmählich und unbedeutend ansteigenden Boden dieses Flachlandes bedecken, dringt auch nicht ein Hauch des lustreinigenden und erfrischenden Seewindes. So brütet die unerträgliche Sonnenglut aus den bei der großen Feuchtigkeit des Erdreichs in Verwesung geratenen, pflanzlichen Organismen Fieberbünste aus, denen sich bisher auch die eisernte Konstitution eines Europäers auf die Dauer niemals gewachsen zeigte. Akute Fieberanfälle rafften viele rasch dahin, chronische untergruben die Gesundheit anderer langsamer, aber keiner kam, der nicht diesem Klima seinen Tribut bezahlt hätte. Und im Fall einer Erkrankung schnelle Hilfe zu bringen ist äußerst schwierig, ja oft geradezu unmöglich, der schlechten Verbindung wegen zwischen dem Innern des Landes und der Küste. Sämtliche Flüsse Surinames — und das führt uns zur Besprechung der andern Thatfache — sind nämlich in ihrem Mittel- und Oberlauf so mit Inseln durchsetzt und so reich an kleinen Wasserfällen und Stromschnellen, daß sie, angeschwollen durch die Regenzeit, ebenso wenig passiert werden können, weil sie zu reißend sind, wie sich ihre Benutzung verbietet im höchsten Stadium der Trockenzeit, weil sie dann stellenweise zu seicht sind; nur zur Zeit des mittleren Wasserstandes kann man sie ohne zu große Schwierigkeit befahren. Und eine andere Verbindung mit der Küste, mit der Stadt giebt es nicht, als eben nur die Wasserwege. Aber auch zu Zeiten, wo sich der Schifffahrt an sich keine Hindernisse in den Weg stellen, bedingt doch jene Eigentümlichkeit der Strombetten die Benutzung der früher geschilderten Korjale. Das in der „Kolonie“ übliche sogenannte Tentboot (Zeltboot), ein größeres Ruderboot mit einer überdeckten Kajüte, in welcher zwei Reisende Schutz finden gegen die Sonnenstrahlen, bei Nacht ziemlich bequem ausgestreckt liegen und schlafen, ebenso auch einen erheblichen Vorrat von Lebensmitteln und Gepäck mitführen können, — ist nämlich zu schwer und geht zu tief, um die Stromschnelle nehmen zu können. Nur die Korjale, von den Buschnegern mit bewundernswerter Kraft und Geschicklichkeit geführt, vermögen das. Das Reisen in ihnen ist aber sehr anstrengend, weil man ohne Stütze und Lehne für den Rücken, ohne Schutz gegen die senkrechten Sonnenstrahlen mit einem schmalen Sitzbrettchen vorlieb nehmen, oder unter einem auf dem Hinterteil improvisierten, niedrigen

Doch aus belaubten Zweigen liegen muß — jedenfalls kein für schwache Fieberkranke geeignetes Beförderungsmittel. Da diese Fahrzeuge außerdem sehr wenig fassen, muß man zur Fortschaffung von Vorräten und Gepäck gleich mehrere mieten. Das macht die Reisen auch verhältnismäßig kostspielig, zumal die Entfernungen nicht unbedeutend sind.

Über letztere mögen, unterstützt durch einen Blick auf die Karte, hier einige kurze Angaben folgen. Von Paramaribo fährt man mit Tentboot in 3 Tagen, mit Dampfschiff in 1 Tage bis Bergendal. Von Bergendal bis Koffikamp ist eine Tagereise, von Koffikamp bis Gansee eine Tagereise, von Gansee bis Goejaba 4–5 Tagereisen. — Von Paramaribo braucht man auf dem Wege durch den Saramaka-Kanal in die Wanika-Kreek bis Maripastoon 2–2½ Tage, von Maripastoon bis Kwattahedde sind 4 Tagereisen. — Von Katharina Sofia bis Koppentrisi kann man in 2 Tagen gelangen. — Das von der Mündung der Marowijne 5 Stunden entfernte Albina kann man von Paramaribo aus auf dem Seeweg mit Dampfer in 1–1½ Tagen erreichen. Auf dem Wege durch die Cottika, Coermotibo und Wanakreek braucht man indes 4–5 Tagereisen. Von Albina bis zur Mündung der Tapanahoni sind es 6–8 Tagereisen. — Auf der Thalfahrt braucht man im Mittel- und Oberlauf aller dieser Flüsse bei günstiger Jahreszeit kaum die Hälfte der Zeit, die zur Bergfahrt nötig ist, während im Unterlauf derselben vollständig mit Ebbe und Flut gerechnet werden muß und infolge davon die Zeitersparnisse bei der Thalfahrt keine so große ist, vollends wenn man zur Bergfahrt die alle vier Wochen eintretende Springsflut benutzt. Da die Hauptsitze der an der Saramaka, Suriname und Marowijne wohnenden Busch neger am Oberlauf der genannten Flüsse liegen, bietet nach dem Gesagten die Reise zu ihnen wie die Verproviantierung sich dort niederlassender Europäer selbst zur günstigen Jahreszeit eine solche Fülle von Beschwerden und Hindernissen, daß deren Überwindung wahrlich keine Kleinigkeit ist; man wird schon unterwegs für den Fieberanfall präpariert, ja bekommt ihn nicht selten, bereits ehe man das Ziel erreicht hat.

Den Gang der Darstellung betreffend weist uns ganz ungesucht die Chronologische Reihenfolge der Missionsversuche wie die durch die verschiedenen Flußgebiete bedingte Gliederung der Busch neger darauf hin, daß wir die Missionsarbeit in einer durch die Stammeseinteilung bestimmten Anzahl von getrennten Abteilungen vorführen. Nur eine Inkongruenz müssen wir dabei mit in den Kauf nehmen, die Thatsache, daß, wie bereits oben erwähnt, innerhalb des Gebietes der Saramakaner an der Suriname ein Zweig der Aukaner an der Sara-Kreek sich niedergelassen hat, etwa 700 Köpfe stark. Die aus ihrer Zahl für das Christentum Gewonnenen, jetzt zusammengeschlossen zu dem Gemeinlein von Koffikamp, bilden noch heute mit ihren heidnischen Stammesgenossen ein Enklave in dem Gebiet der Saramakaner, das seine Besonderheit kräftig wahrte. Aber es genügt, diesen Umstand einmal deutlich zu betonen, zumal die Missionsgeschichte in ihrer Entwicklung auf diesen Unterschied keine weitere Rücksicht nahm.

1. Die Mission unter den Saramakanern an der Suriname.

Im August des Jahres 1735 reisten die drei ersten Missionare der Brüdergemeinde nach Suriname ab. Zwei von ihnen begaben sich 1738 in das damals noch Holland gehörige, jetzt englische Guyana und begannen

eine Mission unter den dortigen Indianern, die bis zum Jahre 1808 bestanden, zeitenweise namentlich unter dem Einfluß des ausgezeichneten Salomo Schumann, erfreulich geblüht und dazu gedient hat, daß zwischen 800—900 Indianer durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt wurden. Begann diese Mission also früher als die Buschnegermission, so hatten sich auch in Paramaribo bereits 1754 einige Brüder niedergelassen, die sich als Handwerker ihren Unterhalt verdienten, der Mission sich als Agenten nützlich machten und unter den Negerklaven zu wirken suchten. Ihrer geistlichen Thätigkeit wurden aber so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß sie nicht früher als am 21. Juli 1776 durch die erste Taufe den Grundstein zu dem noch heute so blühenden und weitverzweigten Missionswerk in der „Kolonie“ legen durften. Aber noch ehe es so weit kam, hatte sich ihre Anwesenheit in Paramaribo auch schon insofern als nutzbringend gezeigt, als der Gouverneur der Kolonie, Crommlin, an sie die Aufforderung richtete, sich doch der Buschneger anzunehmen. So unbequem und unheimlich die Mission nämlich in einem Gebiet, wo die Sklaverei herrschte, vom Standpunkt des Sklavenhalters aus und in dem durch ihn bestimmten fiskalischen Interesse zu sein schien, so brauchbar und zweckmäßig konnte sie sich erweisen, wenn sie den unruhigen und beunruhigten Nachbarn im Urwald mildere Sitten, Zucht und Verträglichkeit beibrachte. Die Mission konnte die schwarzen Flüchtlinge den Frieden halten lehren, den man notgedrungen mit ihnen soeben geschlossen hatte. Die Voraussetzungen wie die Ziele der beiden Kontrahenten, der Kolonialregierung und der Brüder, waren grundverschiedene, aber in Bezug auf das Mittel zur Erreichung des Zieles war man einig. So wurde Paramaribo die Basis für die ganze Buschnegermission und ist es in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag geblieben, wie diese Stadt auch das Hauptquartier des ganzen Missionswerkes der „Kolonie“ bis zu dieser Stunde bildet.

Im Dezember 1765 reisten die Brüder Stoll, Jonas und Dähne von Paramaribo auf der Suriname ins Buschland ab. Dähne war schon in 27jährigem Dienst unter den Indianern Demeraras erprobt, und zwar als einer der beiden Bahnbrecher. Durch einen Regierungsbeamten empfohlen, fanden die drei Missionare freundliche Aufnahme bei Abini, dem Granman der Saramakaner. Er hauste an der in die Suriname mündenden Sentheakreek, mehrere Tagereisen südlich von Alt-Bambey und darum auf der Karte nicht Raum findend. Abini ist das Haupt einer Familie, die durch 3 Geschlechter bis auf die Enkel herab der Mission sich nicht bloß freundlich erzeigt, sondern ihre Machtposition zum Schutz und zur Stütze des Werkes nach bestem Vermögen eingesetzt hat; denn wider Buschnegerrecht folgten auf den Vater Sohn und Enkel in der Granmanwürde. Dann erst ging dieselbe auf den Neffen (Franz Bona) des letztgenannten über. Wenige Tage nach der Ankunft der drei Sendboten bei Abini, am 7. Febr. 1766, erlag bereits Jonas dem Klimafieber. Die äußere Existenz der beiden Übergebliebenen war die denkbar dürrigste, und bald wurden sie auch ihres Gönners beraubt, indem Abini im Jahre 1767 während eines Gefechtes mit widerseßlichen Stammesgenossen erschossen wurde. Ehe er auszog, hatte er aber, von einer Vorahnung ergriffen, die beiden Weißen dem Wohlwollen seines Sohnes, eines Jünglings Namens Arabi, empfohlen als Männer,

„welche Gott ihm zugeschiedt habe.“ Inzwischen der Sprache der Buschneger Herr geworden, begannen die Missionare das Evangelium zu verkündigen. Indes die Duldung, die man ihnen bisher bewiesen, nahm rasch ein Ende. Die Zauberdoctoren brandmarkten sofort die neue Lehre als einen Angriff auf die alterprobten Götter, drohten mit dem Zorn derselben und brachten die Bevölkerung so gegen die Brüder auf, daß das Leben dieser beständig in Gefahr schwebte und sie mit ihrer Predigt gar kein Gehör fanden. In dieser kritischen Zeit verließ Dähne, der überhaupt nur mit seinen langjährigen Erfahrungen für den Anfang aushelfen sollte, den Urwald, um ein Jahr darauf in Jeyst (Holland) seine Tage zu beschließen, nachdem er im Dienst der Heidenmission 30 Jahre zugebracht. Sein Ersatzmann erkrankte indes bald an einem langwierigen Beinübel und war dadurch ganz ans Lager gefesselt. Stoll und ihm gereichte es in ihrer schmerzlichen Lage zu doppelter Aufmunterung, daß wenigstens zwei Knaben, Schippio und Grego, und nach einiger Zeit auch ein paar Kameraden derselben sich Schule halten und im Christentum unterweisen ließen. Mit ihrer Hilfe übersetzte Stoll einige Liederverse und Stücke des Neuen Testaments in die Buschnegersprache; daneben pflegte er den kranken Amtsbruder. Im Februar des Jahres 1769 verlegten die Einwohner des Kamps infolge abergläubischer Beeinflussung ihren Wohnsitz ein Stück stromabwärts nach Duama, an der Mündung der Sebonne-Kreek in die Suriname, wohin Stoll und sein Mitarbeiter folgten und wo Arabi ihnen eine Hütte in einiger Entfernung vom Negerdorf erbaute und für ihren Unterhalt einen Kofstader anwies. Groß war die Freude der einsamen Boten, als im September desselben Jahres Missionar Kersten mit seiner Gattin, der ersten weißen Frau im Buschland, zu ihrer Unterstützung eintraf. Die Brüder begannen nun regelmäßige Sonntagspredigten zu halten, an Zuhörern fehlte es auch nicht, aber nur auf einen machte ihre Verkündigung einen tieferen und nachhaltigen Eindruck, auf ihren jugendlichen Beschützer, den Granman Arabi. Trotz aller Verspottung und Anfeindung schloß er sich immer enger an die Brüder an und nahm sichtlich zu an Gnade und Erkenntnis, so daß er am 6. Jan. 1771 als Erstling der Buschnegergemeinde getauft und ein Jahr später zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen werden konnte. Nach eigener Wahl erhielt er bei dieser Gelegenheit den Namen Johannes, und Johannes Arabi war von nun an bis zu seinem 1821 erfolgten Tode der Hauptbannenträger christlicher Erkenntnis und christlichen Wandels im Urwalde. Seine Taufe weckte übrigens einen Sturm von Erbitterung bei seinen Landsleuten, seine eignen Anverwandten nicht ausgenommen; er aber blieb treu und unverzagt, ja er verkündigte sogar aus eignem Antriebe den Namen des Herrn in verschiednen Kamps der Nachbarschaft, indes ohne viel Erfolg. Erst 1773 konnte ein zweiter Buschneger getauft werden, der den Namen Simon erhielt. In demselben Jahr zog die Einwohnerschaft von Duama abermals ein Stück stromabwärts und siedelte sich in Alt-Bambey an (s. Karte!). Die Missionsgeschwister folgten selbstverständlich der Herde. Im Jahre 1774 begab sich Stoll nach Paramaribo, wo er mit der Witwe Penner getraut wurde; aber nicht lange mit ihr in den Urwald zurückgekehrt, mußte er sie schon im August desselben Jahres dem Klimafieber erliegen sehen. So stand er wieder mit Kerstens allein da, denn der andre kranke Amtsbruder war längst nach der Stadt zurückgekehrt. Mit ihnen konnte er noch die Freude an der Taufe von vier Negern im Februar 1775 teilen, unter denen die beiden früheren Schüler Schippio und Grego, nun David und Christian genannt. Aber schon 1776 wurden Kerstens nach Paramaribo berufen, um die Leitung

des dortigen Werkes zu übernehmen. Stoll fuhr indes, obwohl vielfach kränkelnd, unermüdet in seiner Thätigkeit fort und vollendete auch die Übersetzung der vier Evangelien mit Hilfe von Johannes Arabi. In den Brüdern Rufud und Lehmann erhielt er neue Mitarbeiter, seine Kräfte waren jedoch durch das Fieber langsam verzehrt, und am 15. April 1777 ging der treue, eifrige Mann ein zu seines Herren Freude; sein Gedächtnis lebt noch heute fort im Urwald, denn der „Bruder Rudolf“ oder „der heilige Rudolf,“ wie ihn die Buschneger auch nannten, hatte auf Christen und Heiden einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Noch im gleichen Jahr erschien Christian Ludwig Schuhmann, der Sohn des oben genannten Indianermissionars auf dem Kampfplatz. Er hatte das Sprachtalent seines Vaters geerbt und redete in unglaublich kurzer Zeit die Zunge der Buschneger. Aber auch noch im gleichen Jahr erlag Lehmann dem Klimafieber, und Rufud's ebenfalls zerüttete Gesundheit nötigte diesen, nach Paramaribo zurückzukehren. Schuhmann selbst litt an immer erneuten Fieberanfällen und schmerzhaften Geschwüren, seine äußere Lage war eine unbeschreiblich traurige; aber wie schwach er war, er verkündigte doch aus der Hängematte heraus den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Frühjahr 1778, als sein Gesundheitszustand sich etwas gebessert, kamen Geschwister Hans als seine Gehilfen an, jedoch einen Monat darauf stand er schon an den Gräbern beider, da auch sie dem mörderischen Klima erlagen. Selbst bald darauf durch erneute Niederlagen bis an den Rand des Grabes gebracht und völlig arbeitsunfähig, entschloß er sich endlich zur Rückkehr nach Paramaribo. Die an den Abreisenden gerichtete Bitte der Getauften, sie nicht im Stich zu lassen, fand indes dadurch Berücksichtigung, daß im Jahre 1779 die Brüder Wiez und Haid, schon mit einigen Sprachkenntnissen ausgerüstet, in Alt-Bamby eintrafen. Haid freilich erkrankte gleich so heftig und wiederholt, daß er die Stadt aufsuchen mußte. Aber Wiez hielt aus und erlebte die Freude, daß seine Predigt immer mehr Gehör fand. Johannes Arabi war ihm bei seiner Arbeit eine treue, und den Einwendungen der Feinde gegenüber allzeit schlagfertige Stütze, während der ihm zu Hilfe gesandte Bruder Möser einen Monat nach seiner Ankunft starb und die Witwe desselben nach Europa zurückkehrte. So brach das Jahr 1780 an, die Brüder Wiesner und Randt erschienen als Mitarbeiter und durften sich mit an den Erfolgen Wiezens freuen; denn in diesem Jahr konnten außer 2 Kindern 3 Meger und 3 Megerinnen, die ersten Christinnen, getauft werden; unter den letzteren befanden sich die Frau und Schwester von Joh. Arabi, welche einst über seine eigne Taufe sich so erbittert gezeigt hatten. Die Feindschaft der Wintimänner hielt aber noch an, auch kam es zu wiederholten Malen an den Tag, daß die Getauften, mit Ausnahme des Granmans, noch in manchen abergläubischen Vorstellungen befangen waren. Infolge großer Sterblichkeit unter den Kindern wurde im Jahre 1786 der Wohnsitz der Dorfgemeinschaft abermals ein paar Stunden stromabwärts nach Neu-Bamby, dem nachmaligen Gingee gegenüber, verlegt. Wieder wanderten die Missionare mit. Sie begannen nun auch, öfters wiederholte Missionsreisen bis nahe an das Quellengebiet der Suriname zu machen, bisweilen sandten sie ebenfalls Johannes Arabi und Christian Grego auf solche aus. Man hatte die Freude zu sehen, daß bei vielen Buschnegern in diesen entlegenen Gegenden ein Hunger nach der Wahrheit erwachte und der Glaube an die Abgötter mehr und mehr erschüttert wurde. Aber im großen und ganzen wiederholte sich immer wieder die Erscheinung, daß die oft rasch aufschießenden Reime geistlichen Lebens aus Mangel an Nachhalt und Beharrlichkeit wieder abstarben. Das war sehr entmutigend, ebenso die That-

sache, daß unter den zur Mitarbeit gesandten Brüdern und Schwestern, die alle einzeln aufzuzählen hier zu weit führen würde, der Tod immer wieder seine unerbittliche Ernte hielt. Randt selbst verlor seine junge Frau, nachdem sie ein Monat lang das Leben im Buschland mit ihm geteilt, und 1792 mußte er nach Europa zurückkehren. Wiez hatte auf das Drängen der Regierung hin zu seinem Amte als Missionar noch die Funktion eines Posthonder übernommen. Das sicherte ihm zwar eine angesehenere Stellung unter den Negern und trug auch zur Verbesserung seiner äußeren Lage bei, verwickelte ihn jedoch auch in viele Schwierigkeiten, die sich schließlich so häuften, daß er um Befreiung davon bat und sie erhielt. Im Jahre 1794 erhielt er in Bruder Nähr einen Mitarbeiter, der, nachdem er eine heftige Erkrankung durchgemacht, sich dem Klima einigermaßen gewachsen zeigte. Endlich aber war Wiezens Gesundheit auch so geschwächt, daß er im Jahre 1801 nach 18jährigem treuen Dienste im Buschland sich zur Rückkehr nach Europa genötigt sah. Nähr harnte mit seiner Frau bis 1813 aus. Er bewies viel Geduld und erntete wenig Freude, ja alle Versuche ihm die Last der Arbeit durch Teilung der letzteren zu erleichtern, scheiterten daran, daß die in den Urwald gesandten Geschwister entweder rasch heimgingen oder durch andauernde Kränklichkeit arbeitsunfähig wurden.

So beschloß man im Jahre 1813 die Aufhebung der Mission. Die mörderischen Eigenschaften des Klimas, das frühliche rasche Aufblühen des Missionswerkes in der „Kolonie“, namentlich in Paramaribo, wo man in jenem Jahr bereits 640 Getaufte zählte und bei weitem nicht genug Arbeiter hatte, die Thatsache endlich, daß im Gegensatz dazu im Buschland von einer durchgreifenden Erweckung des Volkes als Ganzem nicht die Rede war, ja daß, mit Ausnahme weniger edler, echter Perlen, auch unter den Getauften noch viel Lauheit und Hang zu den altväterlichen, abergläubischen Gebräuchen sich immer wieder zeigte, obwohl es die weißen Sendboten weder an Eifer, noch an Treue fehlen ließen, — bilden die Gründe zu diesem einschneidenden Beschlusse. Seit 1765 waren bis zur Aufhebung der Mission 107 Personen getauft worden; zu diesen gehörten 30 Erwachsene und 16 Kinder, die man noch am Leben zurückließ. Nicht weniger als 9 Brüder und 6 Schwestern hatte man im Urwald bestattet, die ungerechnet, welche noch lebend, aber mit gebrochener Gesundheit zurückgekehrt waren.

Vergleicht man die Ergebnisse der gethanen Arbeit mit den Anstrengungen und Opfern, die sie gekostet, so wird man, wie lebhaft man diese Aufhebung auch bedauern mag, die Beschließung derselben eher eine verspätete als eine verfrühte nennen müssen und mit Fug nicht viel dagegen einwenden können. Vielleicht nicht absichtlich aber thatsächlich bedeutete diese Maßregel auch ein Gericht über die unempfindlichen Sarakkaner. Sie hatten das Licht bei sich gehabt, aber die Finsternis mehr geliebt, so wurde jenes ihnen nun ganz genommen. Mochten sie sich mit ihrer Abgötterei abmühen und abmüden, bis die Sehnsucht nach dem, was sie verschmäht, in ihnen erwachte! Daß dies geschah, bildet ein verfühnendes Moment bei dem Rückblick auf dieses der Hauptsache nach vergebliche Ringen, bekundet aber auch, daß die bisher verrichtete Arbeit nicht völlig fruchtlos gewesen, und bewirkte, daß sich das „Aufgehoben“ in ein „Aufgeschoben“ verwandelte.

Mit am härtesten traf die Maßregel einen Johannes Arabi, Christian Grego, Simon Aboeke und den aussätzigen Krüppel Frederik, nebst noch einigen wenigen treuen Seelen. Sie trauerten tief und aufrichtig. Sie hielten in der Folge auch durch Besuche in der Stadt und durch dahingefandte schriftliche Grüße die Verbindung mit der Mission aufrecht und stärkten dadurch ihren Glauben. Sie bemühten sich endlich nach bestem Vermögen das, was von christlichem Leben in ihrer Umgebung sich fand, zu bewahren. Als Johannes Arabi 1821 sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu Chr. Grego: „Wenn ich sterbe, so fahre fort, meine Kinder den Weg des Heilandes zu lehren, denn sie sollen in seiner Hand bleiben!“ Das war ein Glaubenswort, da alle Söhne des Sterbenden, einst getauft, zur Zeit wieder in die Ketten des Heidentums verstrickt waren. Christian Grego folgte jenem bald, schon im Jahre 1824. Er sagte auf dem Totenbette: „Ich wünsche nicht länger auf der Erde zu leben, sondern mich verlangt, zu meinem Heiland zu gehen, an den ich glaube. Ihr habt nun keinen Lehrer mehr, der Euch ermahnt, aber betet zum Herrn! Er kann alles thun, er kann Euch allen helfen!“ Simon Aboeke und der aussätzige Frederik waren nun eigentlich die einzigen und letzten Säulen, welche von dem in Trümmer sinkenden Bau noch standen.

Ihre wiederholte Bitte um einen Lehrer bewirkte endlich, daß Br. Voigt 1835 wieder wenigstens einen Besuch im Buschland machte, der wie ein frischer Luftzug, was noch von glühenden Kohlen da war, neu ansachte. Gleichzeitig war Hiob, der eine der abgefallenen Söhne Johannes Arabis, durch erschütternde Erfahrungen (den Verlust mehrerer seiner Kinder, deren Leben er vergeblich durch Zauberkuren zu retten suchte) an seinem Aberglauben irre und heilsam erweckt worden. Er zog seinen einen, dem Trunke ergebenen Bruder Johannes Arabi den Jüngern mit sich und lernte bei dem aussätzigen Frederik lesen und notdürftig schreiben. Dann machten sich die beiden Brüder mit einigen Gleichgesinnten nach Paramaribo auf, um dort 1836 das Weihnachts- und Neujahrsfest zu feiern und um den abermaligen Besuch eines Lehrers zu bitten. Ihr Besuch wurde gewährt, sie bauten zurückgekehrt ein kleines einfaches Buschkirchlein, und im Herbst 1837 erschien Bruder Jakobs bei ihnen, mit vielen Freunden empfangen. Man bat nun dringend um einen neuen Missionar, der seinen festen Wohnsitz unter ihnen habe, und erbot sich, ein größeres besseres Kirchlein zu bauen, falls das vorhandene nicht genüge. Noch ein Recognoscierungsbesuch des Bruder Rasmus Schmidt (im Febr. 1840), der schon seit 1831 in Suriname gearbeitet hatte und an das Klima gewöhnt war, aber gleichwohl im Urwald einen heftigen Fieberanfall bekam — und Ende Dezember 1840 ließ er sich mit seiner Frau dauernd bei den 16 Getauften, die von dem alten Stamm noch übrig waren, und bei 50 andern nieder, die ihre Namen für den Taufunterricht aufgegeben hatten.

Damit war die Buschnegermission wieder eröffnet. Der Ort, wo es geschah, war weder Alt- noch Neu-Bambey, sondern hieß Gingee, obgleich man ihn, nicht gerade sehr glücklich, sondern recht irreführend, auch zeitweise Bambey genannt hat. Gingee liegt ungefähr auf derselben Stelle, wo jetzt das später zu erwähnende Aurora gegründet worden ist. Gerade diese Stelle schien besonders günstig, da hier eine zahlreiche Bevölkerung und ein Regierungsagent wohnte, bei dem damals noch alle zur Stadt

fahrenden Buschneger sich ihre Pässe verschaffen mußten. Es strömte also viel Volks ab und zu, sodaß man Gelegenheit hatte, mit recht vielen Buschnegern in Berührung zu kommen, auch konnte man sich zu gewissen Zeiten des Jahres von hier aus oft mit der Stadt in Verbindung setzen. An diesem Orte, aber auf einer an ihn stoßenden, nicht ganz unbedeutenden Bodenerhebung, die in etwas höhere Luftschichten emporragte, war das Kirchlein und die (noch nicht ganz fertige) Wohnung für den Veriman und seine Wissi errichtet. Schmidt hat nun hier mit seiner Frau, sichtbar vom Segen Gottes begleitet, eine sehr gründliche und gediegene Arbeit verrichtet. Mit heiligem Ernst, aber auch mit unerschöpflicher Liebe nahm er sich seiner Buschneger an. Als der erste Freudenrausch über seine Ankunft verrauht war, zeigte es sich erst, wie tief auch die Getauften und Besser-gefinnten, ihnen selbst unbewußt, in heidnisches Wesen verstrickt waren. Sie davon zu überführen und loszumachen, sie, die an Ungebundenheit und schrankenlose Freiheit Gewöhnten, der Zucht und den Ordnungen christlichen Gemeinschaftslebens unterthänig zu machen, kostete keine geringen Kämpfe. Selbst Hiob, dem treuesten und aufrichtigsten von allen, wollte das zeitweise zu schwer werden. Aber immer wieder siegte die Wahrheit und wurde dem Widerstrebenden zu mächtig.

So erwuchs allmählich ein Gemeinlein, dessen Mitglieder wirklich in lebendigem Glauben standen, mit Ernst der Heiligung nachtrachteten und unermüdetlich von dem Missionar und seiner Gattin in Kirche und Schule wie durch Privatseelsorge weiter gefördert wurden. In weiser Zweckmäßigkeit drang Schmidt auch darauf, daß die für das Christentum Gewonnenen sich ebenfalls auf der Anhöhe, wo Kirchlein und Missionshaus erbaut waren, ihre Hütten errichteten. Denn unten am Fluß unter den vielen in die größte Abgötterei verflochtenen Heiden waren jene beständig der Gefahr ausgesetzt, entweder verführt oder in die schwersten Konflikte verwickelt zu werden. Trotzdem blieben aber einzelne Zusammenstöße mit den erbitterten Zauberdoctoren und ihren Anhängern nicht aus, die den Christen die Freiheit verwehren wollten, nach ihrer innern Überzeugung zu leben. Aber auf eine oft wunderbare und augenfällige Weise nahm sich Gott einzelner Bedrängter wie der kleinen Herde an, welche als ein Licht auf dem Berge leuchtete. Ergreifend ist es noch heute, die ausführlichen Berichte über jenen Kampf zwischen Licht und Finsternis zu lesen und nicht minder erbaut es zu sehen, wie die Söhne Johannes Arabis, vor allem der goldtreue und demütige Hiob, aber auch seine beiden Brüder Johannes Arabi jun., der Granman, und Nathanael voll und ganz in das geistliche Erbe ihres Vaters eingesetzt wurden. Lang aber währte die Wirksamkeit Rasmus Schmidts, des Wiederbegründers der Buschnegermission, nicht. Nachdem noch auf seinem Sterbelager reiche Segensströme von ihm ausgegangen, entschlief er den 12. April 1845. Seine Witwe, auch eine ungewöhnliche Frau, hielt ihm die Leichenrede. Tief und aufrichtig war die Trauer des verwaisten Gemeinleins, das sich dessen wohl bewußt war, was es in seinem treuen und kraftvollen Hirten verloren. Anderthalb Monate später erschien Missionar Tank von der Stadt her, wohin Hiob die schmerzliche Nachricht gebracht. Bis dahin und weiter nach seiner Abreise, im ganzen zehn Monate lang, leitete die Witwe, unterstützt von dem vortrefflichen Hiob, die Station, hielt Schule und Gottesdienste und füllte, im Bewußtsein ihrer weiblichen Schwachheit sich um so glaubensvoller an ihren Gott klammernd, durchaus zufriedenstellend den Platz eines

Missionars aus, da in der Stadt auch Mangel an Arbeitern herrschte und kein Ersatz abgegeben werden konnte.

Im Febr. 1846 erschien dann aber Br. Treu, der damalige Präses der surinamer Mission, gefolgt von Br. Meißner, um in dem letzteren der Gemeinde Gingee einen neuen Leiter und der verwitweten Schwester Schmidt einen neuen Lebensgefährten zuzuführen. Meißner wurde indes infolge des ungesunden Klimas sehr bald leidend. Dieser Umstand weckte in den Gemeindemitgliedern den Gedanken, ob sie nicht samt und sonders ein gutes Stück stromabwärts, d. h. an einen Ort ziehen sollten, von dem aus ärztliche Hilfe aus der Stadt leichter zu beschaffen wäre. Daß sie damit aus der näheren Verbindung mit ihren heidnischen Landsleuten und Anverwandten ausscheiden mußten, war ihnen wohl nicht ganz leicht, aber sie wollten lieber dies Opfer bringen, als wieder ohne Lehrer sein und dann etwa wieder allmählich ins Heidentum zurücksinken. Hiob und Johannes Arabi jun. waren die Hauptträger dieses Gedankens. Ehe dieser Plan ausgeführt werden konnte, mußte jedoch Meißner, völlig gelähmt, zur Stadt gebracht werden und gleich darauf mit seiner Frau zur Erholung nach Europa reisen. (1847.)

Während ihrer Abwesenheit fand nun die geplante Übersiedlung nach Gansee statt.

Im Sept. 1848 übernahmen die zurückgekehrten und scheinbar völlig wiederhergestellten Meißners die Pflege ihrer alten geliebten Gemeinde am neuen Wohnort, wo ihnen aus Material, das man aus der Stadt dahin gebracht, ein ordentliches, solides hölzernes Wohnhaus errichtet wurde, während sie und alle ihre Vorgänger weiter stromaufwärts mit Negerhütten aus undichtem Palmzweiggeflecht hatten vorlieb nehmen müssen, da es unmöglich ist, Baumaterial die Stromschnellen und Wasserfälle hinaufzuschaffen. Aber auch die bessere Wohnung bot keinen genügenden Schutz gegen das mörderische Klima, wie wir gleich zu besprechen Gelegenheit haben werden. Doch zuvor erwähnen wir, daß Ende März 1849 Nathanael entschlief und kurz darauf, am 14. April, Hiob nur 48 Jahre alt. Beide Todesfälle, aber vor allem der letztere, weckten unter Missionaren wie Buschnegern tiefe Trauer. Hiob war ein wahres Kind Gottes und ein ausgezeichnete Mitarbeiter unter seinen Landsleuten gewesen. Nun mußte der letzte der Enkel Abinis, Joh. Arabi jun., unterstützt von dem Nationalhelfer Jeremias, den Bruder ersetzen und zwar bald doppelt und dreifach. Denn nicht nur kam am 4. Mai Br. Meißner abermals völlig gelähmt in Paramaribo an, nun genötigt, Suriname für immer Lebewohl zu sagen, sondern auch Missionar Barsoe, der im August 1849 als Ersatzmann in Gansee eingetroffen war, entschlief schon den 3. Okt. am Fieber und zwar in Paramaribo, wohin die Neger den schwer Erkrankten gebracht, ja Br. Zielke, der daraufhin berufen wurde, erkrankte schon in Bergendal und ging am 2. Mai 1850 aus der Zeit. So war Gansee auf die Leitung des alternden Joh. Arabi jun. und des innerlich gediegenen, frommen Jeremias angewiesen, wenigstens für die nächste Zeit; beide fühlten selber, daß sie der ihnen gestellten Aufgabe nicht gewachsen waren. Aber sie und ihr Gemeinlein erfuhren doch gelegentlich eine sie in ihrem Glaubensleben stärkende Aufmunterung. Ein paar Male wurden sie nämlich von Missionaren besucht, dann aber ließ sich eine Missionsfrau unter ihnen zeitweise nieder, Schw. Hartmann, die eine so eigenartige Erscheinung bildet, daß wir ihr gern einige Worte gönnen.

Von 1826—1844 hatte sie an der Seite ihres Mannes theils in Paramaribo, theils auf einer Plantagenstation gewirkt. Witwe geworden, übernahm sie die Leitung der gemeinschaftlichen Haushaltung der Missionare in der Stadt, zog dann aber 1848 auf die Plantage Bergendal und entfaltete von hier aus bis zu ihrem am 30. Dez. 1853 erfolgenden Ende eine sehr segensreiche und noch lange heilvoll nachwirkende Thätigkeit. Wodurch? Öffentliche Predigten haltend trat sie niemals auf, sie war viel zu demüthig, um die ihr als Weib gesteckten Schranken jemals zu überschreiten, sie erteilte vielmehr am Tage Negerkindern, am Abend erwachsenen Negern und Negerrinnen Unterricht, Unterricht in des Wortes tiefster und weitester Bedeutung. Lesen, Schreiben und Rechnen, aber auch biblische Geschichte waren ihre Hauptfächer. Auf meisterhafte Weise verstand sie es, den letztgenannten Gegenstand dem Fassungsvermögen des Negers entsprechend vorzutragen und ihn auf seine Lage und Bedürfnisse anzuwenden. Ja, da sie den Leuten ans Herz griff und den Inhalt der vier Evangelien zum Centrum ihres Unterrichtes machte, ging ihre lehrende Thätigkeit geradezu in eine missionierende über, zumal sie auch den Einzelnen nachging und sie auf den Heiland hinwies. Dabei kamen aber die gewöhnlichen Schulgegenstände nicht zu kurz. Noch heute fallen Neger, die auf der Strecke von Bergendal bis Gansee die Ufer des Flusses bewohnen, vorteilhaft durch ihr fließendes, verständnisvolles Lesen auf, und wenn man nachfragt, wem sie diese Kunst verdanken, so bekommt man immer den Bescheid: „Missi Hartmann!“ Denn um möglichst Vielen möglichst viel sein zu können, führte sie, obwohl Bergendal ihr eigentlicher Wohnsitz war, ein Wanderleben. Dort unterrichtete sie, auf der Holzplantage Viktoria an der äußersten Grenze der Kolonie that sie es, sie drang in das Gebiet der Aukaner an der Sara-Kreek ein, wo Rasmus Schmidt schon einmal besucht, ehe er nach Gingee zog, ja ihre gründliche Vorarbeit dort bildet die Ursache, daß wir nun auch Koffikamp, wo ein kleines Gemeinlein entstand, als einen weiteren Herd der Buschnegermission in Berücksichtigung zu nehmen haben, — Grund genug, dem Andenken dieser Frau einige Worte zu widmen. Oft leidend, oft vom Fieberfrost geschüttelt lag sie doch unermüdlich ihrer entsagungsvollen, segensreichen Thätigkeit ob, lebte wie die Buschneger und von denselben einfachen Speisen, schlief wie sie auf einer Binsenmatte, die auf den Fußboden gebreitet wird, und dachte in ihrer selbstverleugnenden Liebe nie an sich und ihre Bequemlichkeit. Ihre Gesinnung wird dadurch gekennzeichnet, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Thätigkeit im „Busch“ nur ein einziges Mal für einen Tag auf Besuch in der Stadt, die Aufforderungen, länger zu bleiben, mit dem Bemerken ablehnte, sie würde sonst zu verwöhnt, zu anhänglich an ihre Brüder und Schwestern werden und dann mit geringerer Freudigkeit zu ihrem schweren Beruf in der Einsamkeit unter den Negern zurückkehren. Als ihre Tage zur Rüste gingen, lag sie vier Wochen krank in einer ärmlichen Negerhütte in Koffikamp, ohne Nachricht von sich geben zu wollen; zufällig hörten aber die Geschwister in der Stadt von ihrem Zustande und ließen sie in einem Boote holen; in ihrem Kreise entschlief sie.

Am 5. Dez. 1851 wurde Schw. Hartmann in Gansee durch Geschw. Sand abgelöst, aber freilich nicht auf lange, denn schon am 2. Jan. 1852 erlag der rüstige und freudige Sand dem Klimafieber. Schw. Hartmann, die allzeit hilfsbereite, konnte wieder einspringen. Bald nach ihrem Heimgang, am 31. Jan. 1854, reiste Br. Bauch mit seiner Familie nach Gansee ab und weihte unterwegs das Kirchlein ein, das die christlichen Aukaner in Koffikamp sich aus eignem Antriebe erbaut. Aber schon im März war die

ganze aus vier Mitgliedern bestehende Familie schwer erkrankt nach Paramaribo zurückgebracht worden; das eine Kind starb, Br. Bauch selbst schwebte längere Zeit zwischen Leben und Tod, genas aber allmählich wieder, war jedoch so geschwächt, daß er einen Erholungsbefuch in Europa machen mußte.

Die weitere Entwicklung der Mission im Buschlande der Suriname von 1854—1870 schildern wir nun in kurz zusammengedrängter Darstellung. Es ist eine Zeit, in der man nach einer andern Organisation rang, die den vorhandenen Verhältnissen besser angepaßt war; denn so konnte es nicht weitergehen. Einmal wuchs das Missionswerk in der „Kolonie“ so rasch, daß die dort verfügbaren Arbeiter nicht zur Bewältigung der Anforderungen ausreichten. Und diese Anforderungen waren gerade in dieser Periode besonders schwierige und gesteigerte; denn im Jahre 1863 erfolgte die Aufhebung der Sklaverei, mit tief einschneidenden Veränderungen und Umgestaltungen in ihrem Gefolge. Auch entstand die weiter unten zu berücksichtigende Matuari-Mission. Sollte man da den tausenden in der „Kolonie“ Hirten entziehen, um die nicht ganz 200 Christen in Gansee und Koffikamp zu versorgen? Sodann aber konnte die Missionsdirektion, obwohl es in der Stadt nie an Missionaren fehlte, welche sich zum Dienst im „Busch“ anboten, es nicht länger verantworten, daß ihre Boten sich beinahe zwecklos in den Rachen eines gewissen Todes stürzten; denn das bedeutete der dauernde Aufenthalt eines Europäers in Gansee, die Erfahrung lehrte es ja. Gansee war nicht gesünder als Gingee. Was nun aber machen? Eine längere Zeit geplante Übersiedlung der Bewohner von Gansee nach Koffikamp, eine Tagereise näher an die „Kolonie“ und von Bergendal aus nicht so schwierig zu erreichen, zerschlug sich an dem Umstande, daß in Koffikamp und dicht dabei noch viele heidnische Aukaner wohnten, welche aus Stammeseifersucht die Saramackaner von Gansee nicht unter sich dulden wollten. Eingeborne Nationalhelfer hatte man so gut wie keine zur Verfügung. Die wirklich braven, frommen und treuen Leute aus den Reihen der Buschneger selber, wenn sie auch thaten, was sie konnten, ermangelten doch noch einer tieferen christlichen Erkenntnis und Erfahrung wie der nötigen Bildung. Im Gebiete der „Kolonie“ waren Persönlichkeiten, die wirklich die genügende christliche Selbständigkeit, Reise und Umsicht besaßen hätten, um eine Gemeinde zu leiten, auch dünn genug gesät und die vorhandenen hielt die zuerst noch bestehende Sklaverei an der Kette. So machte man z. B. wiederholte, aber immer vergebliche Versuche, einen bereits bewährten, sehr tüchtigen Nationalhelfer, der Sklave auf einer Plantage war, von seinem Herrn für Geld und gute Worte loszukaufen, um ihn nach Gansee zu schicken. Da blieb nichts anders übrig, als sich, so gut es ging, durchzuschlagen. Koffikamp besuchte der Lehrer von Bergendal, auch ein Sklave, von Zeit zu Zeit. Die Missionare thaten von Paramaribo aus am gleichen Ort und in Gansee dasselbe, wenn auch einmal 3 Jahre verstrichen, ehe einer nach Gansee kommen konnte, eine übrigens ausnahmsweise lange Pause. Christen von Gansee und Koffikamp und die dort ernannten Nationalhelfer erschienen ihrerseits auch gelegentlich in der Stadt zu kürzerem oder längerem Besuch. Kinder christlicher Buschneger wie Heiden, die sich zum Taufunterricht angemeldet

und denselben von den Helfern erhalten hatten, wurden entweder in der Stadt oder bei Gelegenheit von Besuchen der Missionare an ihren Wohnorten getauft.

Im einzelnen bemerken wir weiter, daß das Gemeinlein in Koffikamp, welches 1869 nicht mehr als 59 getaufte und 23 noch ungetaufte Mitglieder zählte, nur langsam wuchs und durch gelegentliche Störungen in seiner innern Entwicklung verriet, daß seine Mitglieder in einer an Zahl weit überlegnen heidnischen Umgebung lebten, deren Einfluß sie sich nicht immer zu entziehen vermochten. Dieser Umstand kam für Gansee in Wegfall. An den Fortschritten ihrer Mitglieder konnte man im ganzen, was Zunahme an christlicher Erkenntnis und Wandel in der Heiligung betrifft, seine herzlichste Freude haben. Fehltritte Einzelner kamen nur selten vor. Einmal geriet allerdings fast das ganze Gemeinlein, — 1869 bestand es aus 174 Getauften — ins Schwanken. Theils entmutigt, theils schmolend darüber, daß ihre Bitte um einen neuen weißen Lehrer nicht erfüllt werden konnte, faßte die Mehrzahl den Entschluß, wieder stromaufwärts in die Gegend von Gingee zu ziehen; eine halb abergläubische Vorstellung, als ob man in Gansee für frühere Vergehungen durch Erkrankungen oder den raschen Tod von Missionaren gestraft werde und darum den Ort meiden müsse, lag dem Plane mit zu Grunde. Aber zur Rede gestellt, fanden sich die Leute bald wieder zurecht und rührend waren die Bekenntnisse ihrer Reue, ihre Bitten um Vergebung. Ihr Verhältnis zu den Missionaren trug überhaupt ein geradezu ideales Gepräge. Mit welchem Jubel, mit welcher Dankbarkeit begrüßten sie nicht einen der seltenen und kurzen Besuche der Verimans! Wie willig, wie gehorsam und empfänglich bezeugten sie sich! Wie unbegrenzt war ihr Zutrauen, ihre Offenheit, auch wenn es Abweichungen zu bekennen und ernste Zurechtweisungen entgegenzunehmen galt! Welch ein kindlicher, einfältig gläubiger Geist herrschte nicht unter ihnen! Jener Gedanke, Gansee zu verlassen, gewann übrigens erst Macht über sie, nachdem sie ihrer bisherigen Führer beraubt worden waren, ja der Tod dieser hatte an jenem Gedanken auch seinen Anteil. Im April 1858 entschlief nämlich Joh. Arabi jun., der als politisches Oberhaupt wie als Nationalhelfer bis zuletzt im Segen gestanden. Franz Bona, sein Neffe, auch ein Christ, wurde Granman und nahm nach einiger Zeit auch als kirchlicher Leiter des Gemeinleins die Stelle seines Oheims ein. Am 15. Aug. 1859 ging der treue, demütige und liebevolle Jeremias, Joh. Arabis Schwiegersohn, aus der Zeit und zwar in Paramaribo, wohin er sich erkrankt begeben. Er hatte zu Anfang dieser Periode sich mehrmals monatelang in der Stadt bei den Missionaren aufgehalten, um dort geistliche Nahrung für sein eignes Herz, vor allem aber einen Unterricht zu empfangen, der ihn in Stand setzte, seinen Landsleuten mehr zu sein und mehr zu bieten. Unendlich wohl that es ihm, daß er nun, umgeben von der Aufmerksamkeit und Liebe der Missionsgeschwister in Paramaribo, seine Tage beschließen durfte. Für Gansee war aber der Tod dieser beiden Pfeiler ein schwerer Schlag. Neue Nationalhelfer wurden indes ernannt, unter ihnen auch, für die Frauen, Marianne, die Witwe des Jeremias, ebenso ein Schullehrer. Später sandte man einen gewissen Gottlieb, einen Neger aus der „Kolonie“ hin, der an sich, mit leidlicher Bildung ausgerüstet, ein ganz tüchtiger und brauchbarer Helfer war, obwohl er bald darauf eine sehr traurige Rolle spielte.

Die Veranlassung dazu wurde nämlich die Thatsache, daß in dieser Periode ohne alles Zuthun der Missionare noch ein drittes Christengemeinlein im Buschland entstand, in Goejababa nahe bei Neu-Bambey.

Hatte die Arbeit der Brüder bis zum Jahre 1813 mehr am Oberlaufe des Flusses schon weit über ihre wechselnden Wohnsitze hinaus eine größere Kenntniss der christlichen Lehre verbreitet als sie selber ahnten, so hinterließ vollends die kraftvolle Wirksamkeit Rasmus Schmidts eine in Wellenringen sich fortpflanzende Wirkung, die noch andauerte, als das von ihm gesammelte Gemeinlein längst in Gansee seine zweite Heimat gefunden. Man wurde des Gözendienstes überdrüssig und sehnte sich nach etwas Besserem. Es kam im Jahre 1861 so weit, daß von den 400 bis 500 Einwohnern Goejabas 60—70 Erwachsene ihre Obias ablegten, mit der Abgötterei öffentlich brachen und nach Gansee Boten schickten mit der Bitte um christlichen Unterricht. Jene Zahl setzte sich theils aus Leuten zusammen, die in ihrer Jugend getauft, aber dann wieder abgefallen waren, theils aus 40 Heiden mit ihren 25 Kindern, die um die Taufe baten.

Gottlieb von Gansee und ein anderer dortiger Helfer, Matthäus, reisten nun nach Goejaba, hielten sich längere Zeit dort auf und unterrichteten die Heilsbegierigen. Einige der letzteren folgten ihnen nach Gansee, um dort mehr zu hören und zu lernen, gleichzeitig trugen sie in Paramaribo ihr Anliegen vor, ein weißer Lehrer möge sie besuchen. Gottlieb machte einen weiteren Aufenthalt in Goejaba und am 19. März 1862 trafen die Brüder Drexler und Weiß, nachdem sie die 37 Wasserfälle zwischen Gansee und Goejaba glücklich im Corjal passiert, am letztgenannten Orte ein, wo sie sich 5 Tage aufhielten, die ganze Zeit durch das Halten von Gottesdiensten, denen 100—150 Personen anwohnten, durch Unterricht, Prüfung der Taufkandidaten und Besprechung mit Einzelnen hart in Anspruch genommen. Davon daß die Mehrzahl der Bewohner noch am Heidentum festhielt, überzeugten sie sich, auch viele, die sich zur Taufe drängten, mußten sie wegen ungenügender Kenntnisse wie Mangel an Stetigkeit und Ernst auf später verweisen. Den Kapitän des Kampfs Seseo und einen gewissen Bromdo, beide bis vor kurzem die angesehensten Wintimänner und Hauptbannenträger des Gözenthums, und ein krankes Kind konnten sie jedoch durch die Taufe der Kirche Christi einverleiben. Vor ihrer Abfahrt setzten sie noch Gottlieb zum Lehrer und Helfer feierlich ein. Die Wirksamkeit dieses Mannes war anfangs auch eine fruchtbringende und gesegnete, bis er leider von einem heidnischen Weibe zum Ehebruch verführt wurde und mit Schimpf und Schande sich bei Nacht und Nebel davonmachen mußte, durch die Rache des gekränkten Gatten mit dem Tode bedroht. Das war ein verhängnisvoller Schlag, und nur einem besonders gnädigen Walten Gottes ist es zuzuschreiben, daß das junge Pflänzchen des eben begonnenen Werkes in Goejaba nicht durch den Meltau dieses schweren Argernisses ganz vernichtet wurde, sondern daß Bruder Lehmann, der im Frühjahr 1869 wieder dort besuchte, doch noch geistliches Leben und Verlangen nach Gottes Wort vorfand. Die rege Verbindung der Bewohner mit den von ihnen hochgeschätzten Christen in Gansee trug auch recht wesentlich zur Förderung des Werkes in Goejaba bei, wenigstens für die erste Zeit.

Zu Beginn der Periode von 1870—1892 wurde eine Maßregel getroffen, welche zwar keineswegs den kirchlich religiösen Bedürfnissen der drei vorhandenen Buschnegergemeinden völlig gerecht wurde, auch ebenso wenig eine mühelose Ausbreitung des begonnenen Werkes ermöglichte, aber doch im Vergleich mit dem bisher herrschenden Zustand eine wesentliche

Verbesserung bedeutete. Bergendal oder Bergi, wie es vertraulich genannt wird, wurde nämlich zur Missionsstation erhoben.

Eine der vielen, nach der Sklavenbefreiung entwerteten und darum versteigerten Plantagen, auf der die Mission 1834 ihre Wirksamkeit begonnen und 1839 eine Kirche aufgeführt hatte, ging das recht ausgebreitete Besitztum und seine noch mit Schießscharten versehenen, geräumigen Direktorialgebäude 1869 durch Kauf in die Hände der Brüdermission über. Malerisch liegt auf dem linken Ufer das Missionshaus in halber Höhe des einen der beiden etwa 300 Fuß hohen Berge, zwischen denen der breite, blanke und reißende Fluß sich seinen Weg gesucht. Indes obwohl diese Berge bei der völligen Flachheit des nach Norden zu vorgelagerten Landes landschaftlich eine nicht unbedeutende Wirkung ausüben, ist doch auch ihre Erhebung zu gering, um in wirklich reine, miasmenfreie Luftschichten hineinzuragen. Das Klima Bergendals dürfte ein Mittelbing zwischen dem nicht gesunden Paramaribos und dem mörderischen Gansees darstellen. Mit diesem Umstand und seiner sich häufig fühlbar machenden Wirkung auf die Gesundheit der Missionare mußte und muß man noch heute notgedrungen rechnen. Andererseits aber bot und bietet die Stationierung der Missionare gerade hier die Möglichkeit, nicht bloß die in Bergendal und ringsum anässigen, seit 1863 befreiten Plantagenneger geistlich zu bedienen und zu leiten (eine Thätigkeit, die wir, der auf diesen Seiten zu lösenden Aufgabe eingedenk, nicht weiter berücksichtigen), sondern auch die Buschnegergemeinden Koffikamp, Gansee und Goejaba auf öfteren, regelmäßig wiederholten Besuchen in ihrer Entwicklung zu fördern und mit Wort und Sakrament zu bedienen. So wurden von nun an jährlich 5—6 Reisen nach Koffikamp und Gansee gemacht, so lange an letzterem Orte kein eigener Missionar angestellt war. Goejaba freilich konnte nur einmal im Jahr besucht werden; das war entschieden zu selten, indes auch zu den Zeiten, da der Fluß weiter aufwärts passierbar war, bedingte die Reise dorthin so viel Zeitverlust und das Bestehen so vieler Beschwerden und Gefahren, daß man bei dem Mangel an Arbeitern und den Ansprüchen, welche das ausgedehnte Missionswerk im übrigen machte, nicht mehr leisten konnte. Die Lösung dieser verschiedenen Aufgaben wurde dem einen, in Bergendal selbst wohnenden Missionar übertragen, der nur ausnahmsweise, z. B. in Krankheitsfällen, Vertretung durch Missionare aus der Stadt fand; gelegentlich machten die Lehrer und Nationalhelfer in Bergendal aus freien Stücken auch Reisen ins Buschland. Die rasche, durch Dampfschiffe vermittelte Verbindung mit Paramaribo machte ja Bergendal auch zu einem besonders geeigneten Mittelglied zwischen der „Kolonie“ und dem „Busch.“

Der während dieses Zeitraums verrichteten Arbeit haben besonders die Missionare Lehmann und Raag das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufgedrückt. Ersterer wirkte von März 1870 bis Sommer 1875 auf der neuen Station, um dann mit seiner vom gleichen Missionseifer befehlten Gattin die Gründung und Leitung der Bewaarschool, der Kleinkinderschule, in Paramaribo zu übernehmen. Missionar Raag ist vom Sommer 1875 bis November 1884 in Bergendal und dann noch ein Jahr in Gansee thätig gewesen. Beide haben mit heiliger Liebe und selbstloser Treue, von ihren Frauen redlich unterstützt, rastlos gearbeitet. Tritt uns an ersterem mehr eine gewisse Milde und hoffnungsfreudige Langmut entgegen, die aber doch des Ernstes nicht entbehrte und nie in Schwäche

ausartete, so zieht uns an dem letzteren eine gewisse Kraft und männliche Entschiedenheit an, die aber gerade von wahrer Liebe getragen war und von Härte nichts wußte. Beiden aber galt ihr Beruf als das Erste und Letzte, beide schätzten es als eine hohe Gnade, dem auferstandenen Erlöser durch die Arbeit an ihren verkommenen, verfinsterten Brüdern und Schwestern dienen zu dürfen. Mit diesem Zeugnis über zwei bereits Entschlafene soll jedoch das Werk der Brüder Haller und Fehrmann in Gansee, Weigel, Schärf, Heller und Bauch in Bergendal nicht herabgesetzt werden, sie haben auch gethan, was sie konnten; indes die klimatischen Einflüsse auf ihre Gesundheit gestatteten ihnen nur eine mehr vorübergehende Thätigkeit auf jenem Posten, abgesehen von Br. Bauch, der erst kürzlich dort eingetreten ist. Kennzeichnet wird die Entwicklung des Werkes während dieser Periode im allgemeinen durch ein stetiges, aber nicht rasches Wachstum nach außen, wie durch einen weiteren Ausbau im Innern, der sich die Beseitigung geringfügiger Ranten, Ecken und Unebenheiten noch nicht überwundenen heidnischen Wesens zum Ziel setzte. Das, soweit Koffikamp und Gansee in Betracht kommen. Das Werk in Goejaba machte solche Wandelungen durch, daß wir deren Berücksichtigung der Einzeldarstellung vorbehalten, zu der wir nun übergehen. —

In Bezug auf Koffikamp können wir uns kurz fassen. Die schon oben beklagte, nahe Berührung mit Heiden, die, an Zahl den Christen noch weit überlegen, oft eine feindliche Haltung gegen letztere annahmen und sie z. B. für häufigere Todesfälle verantwortlich machten, welche die Beschuldigten durch Abfall vom Glauben der Väter veranlaßt haben sollten — wirkte nach wie vor lähmend ein, ja verursachte im Anfang der Periode öfters Rückfälle ins Heidentum, und eine gewisse geringschätzigte Gleichgiltigkeit gegenüber den Besuchen des Missionars. Weiterhin trat aber in dieser Beziehung eine entschiedene Wendung zum Bessern ein. Verschiedene, nach einander mit Eifer und Treue wirkende Schullehrer und Nationalhelfer suchten mit Erfolg jenen Uebelständen abzuhelpen und den unstreitig vorhandenen Mangel an einem dort fest stationierten weißen Missionar nach Kräften zu ersetzen. Einzelne Heiden wurden auch gewonnen, doch war der Zuwachs nicht reichlich. Am 19. Juli 1884 fand die Einweihung einer neuen, soliden Kirche mit einem Unterschlupf für den besuchenden Missionar statt, der früher nur ein kaum erträgliches Unterkommen gefunden. Das arme, auch mit arbeitskräftigen Männern nicht reich gesegnete Gemeinlein hatte beim Bau wirklich nach Vermögen mitgeholfen, außerdem hatte eine durch Schwester Raaz vom Gouverneur erbetene Gabe und die Geschenke christlicher Missionsfreunde in Europa dabei mitgewirkt. Bedauerlich ist es, daß sich unter den Christen wie unter den heidnischen Aukanern soviel Boasie- (Aussatz-) franke finden. Im Jahre 1872 belief sich die Zahl der Getauften auf 71 Personen; spätere und genauere statistische Angaben sind augenblicklich nicht zur Hand, da in den offiziellen Tabellen die Christen von Koffikamp und Bergendal nicht getrennt, sondern zusammen summiert aufgeführt werden. Wenn nicht ein solcher Mangel an Arbeitern herrschte, so würde ein hier eigens angestellter Missionar viel zu thun finden. Die Gewinnung des größten Theiles der Bewohner des Thaales der Sara-Kreek steht noch aus, eine Aufgabe, die freilich dadurch nicht erleichtert wird, daß ein Strom abenteuernder Goldsucher hier beständig auf- und abflutet. —

Die Bewohner von Gansee zeichnen sich schon in körperlicher Beziehung

vorteilhaft vor den umwohnenden Heiden aus. Während in den Kamps der letzteren viel Elend und Gebrechlichkeit herrscht und die Bewohner mehrerer derselben einem Missionar klagten: „Wir sterben aus!“, so blüht dort ein frisches, körperlich kräftiges Geschlecht, auch ein Segen der Gesittung, die das Christentum gebracht. Ja auf die ganze äußere Erscheinung und den Gesichtsausdruck übt es eine gewisse sänftigende Wirkung aus. Die meisten Missionare machen sich anheischig, einem ihnen völlig unbekannten Neger an einem gewissen unbeschreiblichen Etwas abmerken zu können, ob er ein Christ ist oder nicht; einer von ihnen erklärt die Thatsache dadurch, daß den heidnischen Neger eine gewisse wilde, leidenschaftliche Glut in seinem Blick vertrate, die dem getauften abgehe. Das trifft auch in Bezug auf die Gansfer zu. Aber freilich galt es, namentlich während des ersten Theiles dieses Zeitabschnittes, den guten Leutlein noch mancherlei abzugewöhnen und beizubringen. Bei den häufigeren regelmäßigen Besuchen sah man sie nicht mehr bloß im Festtagskleide, sondern auch im Alltagskittel mit feinen Rissen und Flicken. Es wurde gerügt, daß besonders die heranwachsende Jugend sich der Leitung der eingesetzten Nationalhelfer nicht oder nur widerwillig fügen wollte, und daß diese Helfer ihrerseits sich schwach und von Menschenfurcht geleitet zeigten, ja auch im Halten namentlich der Wochengottesdienste nachlässig und versäumlich wären. So willig der Neger auch im ganzen sich der Leitung Weißer unterordnet, wenn dieselbe eine verständige ist, so schwer fällt es ihm, sich vor und unter seines gleichen zu beugen. Die Klage über die heranwachsende Jugend und die Jungen überhaupt, der Vorwurf, daß ihr christlicher Wandel an Entschiedenheit und Ernst zu wünschen übrig lasse, daß ferner die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder viel Nachsicht und Schlaffheit an den Tag legten und sie nicht zu regelmäßigem Schulbesuch anhielten — kehrt auch noch späterhin wieder. Auch spielten gewisse angesehenere Familien und ihre Sippen eine Eifersucht und Zwistigkeiten veranlassende, ungebührliche Rolle. Außerdem aber gab es noch eine Reihe von heidnischen Unsitten, deren Widersinnigkeit und Verwerflichkeit den Gansfern selber noch garnicht zum Bewußtsein gekommen. Da war z. B. das Kweeken der Kinder, der Brauch, schon Schulkinder mit einander zu verloben oder kleine Mädchen erwachsenen jungen oder älteren Männern, bisweilen sogar Heiden, als künftige Gattinnen zu versprechen. Da hegten auch die glücklichsten Ehegatten eine echt surinamesche Furcht vor der kirchlichen Trauung. Da herrschten heidnische Anschauungen über die Familie, die wir schon früher geschildert und an die uns folgende Bestimmungen erinnern, auf welche Bruder Raak die Mitglieder der Christengemeinde verpflichtete. 1. Getaufte, welche die kirchliche Trauung verweigern, ziehen sich dadurch Ausschluß vom heiligen Abendmahl zu. 2. Töchter der Gemeinde dürfen nicht an heidnische Männer verheiratet werden. 3. Nationalhelfer dürfen kein Paar ohne Benachrichtigung des Missionars zusammengeben und dann muß die kirchliche Trauung folgen. 4. Niemand als die Eltern, also weder Bruder, Onkel, Großmutter haben das Recht der Verfügung über die Kinder. 5. Weder Onkel noch Bruder dürfen nach Gutdünken ein Ehepaar trennen. — Auch das Tättowieren der Mädchen wurde ernstlich gerügt. — Es sind das alles Bestimmungen, für einen jeden in christlicher Umgebung und Anschauung Aufgewachsenen so selbstverständlich, daß die Notwendigkeit, sie zu erlassen, kaum begreiflich erscheint. Indes für den kürzlich zum Christentum übergetretenen Buschneger, dessen Geist von Jugend auf in dem Banne der heidnischen Denkweise gefangen gehalten wurde, ergeben solche Bestimmungen sich keineswegs ohne weiteres als Konsequenzen der neuen Lebens- und

Weltanschauung, die er im Glauben angenommen, sondern als etwas außer-
dem Dazukommendes, als Forderungen, die ihm hart, unbillig, irrationell
erscheinen. Kein Wunder, daß den guten Ganseern mit ihrem buschnegerischen
Freiheitsfinn die Unterwerfung unter diese Bestimmungen nicht ganz leicht
wurde. Namentlich die Abschaffung des „Kweekens“ wollte ihnen gar nicht
einleuchten. Aber als Br. Naaz in einer nur der Besprechung dieser Unsitte
geltenden Zusammenkunft drohte, er werde sofort abreisen und sie nie wieder
besuchen, so fügten sie sich. Überhaupt machten sie nie grundsätzliche Oppo-
sition gegen die Missionare, sondern waren stets von der guten Meinung
derselben fest überzeugt, wenn dem einzelnen auch gelegentlich einmal das
Joch der christlichen Zucht und Ordnung zu hart werden wollte. Darum und
weil sie ebenso hungrig nach Gottes Wort wie empfänglich für die Stimme
seines Geistes waren, gelang es auch, sie von groben heidnischen Unsitten zu
befreien und einen siegreichen Kampf gegen so manche abergläubische Vor-
stellung und Befürchtung zu führen, einen Kampf, der freilich noch heute je
und dann wieder aufgenommen werden muß. Viel anerkennendes Verständnis
und Begabung brachten sie ebenfalls der Organisation ihres Kampfs als einer
bürgerlichen Gemeinde, die durch einen Gemeinderat verwaltet wird, entgegen.
Auf einen, wir müssen sagen, an sich berechtigten Wunsch verzichteten sie
niemals, ihn machten sie immer wieder nachdrücklich geltend, den Wunsch
nach einem unter ihnen wohnenden weißen Lehrer. Aus großer Entfernung
schafften sie Bauholz herbei und zwar eine Sorte, der weder Teremiten noch
Feuchtigkeit etwas anhaben kann, um damit ein neues Kirchlein und ein
Wohnhaus für einen Missionar zu bauen. Da glaubte die Missionsleitung
ihnen einen neuen Versuch schuldig zu sein. Zimmerleute aus der Stadt
führten im Jahre 1879 mit Hilfe der Ganseer beide Gebäude auf und zwar
das letztere mit Rücksicht auf das für Europäer so schädliche Klima unter
Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln und Einrichtungen, welche die Erfah-
rung für Wohnungen in den Tropen anempfiehlt. Im Dezember 1879 traf
Missionar Haller mit seiner Familie ein und übernahm damit auch die
Leitung von Koffikamp und die Verpflichtung zu Reisen nach Goejaba. Un-
beschreiblich war der Jubel, mit dem man ihn empfing. Aber — nach
Jahresfrist war er schon wieder in der Stadt, nicht nur, weil man ihn dort
brauchte, sondern weil das Fieber ihn und seine Familie so mitgenommen
hatte, daß der Mann, welcher früher eine zierliche kleine Handschrift schrieb,
von da an nur große Züge mit unsicher zitternder Hand zu Papiere bringen
konnte. Missionar Fehrmann löste ihn gleichwohl ab, aber nach einem halben
Jahr mußte auch er und seine Frau, vom Fieber ganz geschwächt und elend,
in die Stadt zurück. Im Jahre 1884 machte man noch einen Versuch.
Missionar Naaz siedelte im November, obwohl er, in Bergendal 9 Jahre
stationiert, seine erste Frau verloren und selbst wie seine Kinder und zweite
Frau dort viel vom Fieber und andern Krankheiten erlitten hatte, nach
Ganseer über. Im September 1885 kehrte er von einer Reise nach Goejaba
zurück, nachdem er auf dem Hinweg stundenlang bewußtlos gewesen, sodaß
seine Begleiter, befürchtend, er werde ihnen unter den Händen sterben, mit
ihm umkehren wollten. Mit der ihm eignen Energie lehnte er das indes
ab, erreichte das Reiseziel und richtete, wenn auch fast erliegend, sein Geschäft
aus. Aber todesmatt und fühlbar in seinem Denkvermögen geschwächt kehrte
er nach Gansee zurück, brachte dort, nie mehr fieberfrei, ein paar Wochen
völlig erschöpft und kraftlos zu, beschloß nach der Stadt zu reisen, kam
aber sterbend bloß bis Bergendal und verschied dort am 24. Nov. 1885,
erst 56 Jahre alt — „einer von den Brüdern, die viel gearbeitet, sich nicht

geschont und ihr Leben nicht geliebt haben bis in den Tod; der Herr gesegne ihm seine Ruhe!“ — wie ihm seine Vorgesetzten nachrufen. Die Trauer der Ganseer war groß, nicht am wenigsten die Trauer des schon früher erwähnten Franz Bona, des Granmans der Saramakaner, welcher kurz darauf am 13. April 1886 dem geliebten Lehrer folgen durfte, freilich ganz anders betagt als dieser; denn er war 1798 noch von Br. Wirz getauft worden. Sedenfalls aber war durch diese Versuche wieder einmal der Beweis erbracht, daß ein Europäer in Gansee nicht ausdauern konnte. Man mußte dort nun wieder bloß mit Nationalhelfern vorliebnehmen, erhielt aber unter anderm in Samuel Treu, einem gebornen Ganseer, der in der Stadt ein wenig ausgebildet worden, einen besonders treuen, tüchtigen, ja durch ein besonders fein entwickeltes christliches Tactgefühl ausgezeichneten. Er wirkt noch in Gansee und steht sehr im Segen, unterstützt durch den an Kenntnissen und Rednergabe ihm überlegnen, an charakterlicher Gediegenheit hinter ihn zurücktretenden Lucas, den Lehrer, welcher ebenso wie sein Vorgänger Daniel Overaar, ein geborner Ganseer, die staatliche Lehrerprüfung bestanden. Und wenn der Missionar von Bergendal oder Brüder aus der Stadt besuchsweise hinkommen, um die Sacramente zu verwalten, um das Weihnachtsfest, oder die Karwoche und Ostern mit den Leuten zu feiern, so finden sie immer wieder, daß dieselben zwar nicht ohne Fehler und Mängel, aber doch ein prächtiges liebes Völkchen sind, unter dem die Gnade Gottes waltet. Außer Samuel Treu dient besonders ein alter Mann als getreuer Eckhardt, der wacht, warnt, weckt. Im Jahre 1890 belief sich die Zahl der in Gansee wohnhaften Christen auf 369 Personen; unter ihnen waren 76 Kommunikanten, außerdem 114 getaufte Erwachsene, 164 getaufte Kinder, 2 Taufkandidaten, 13 in Kirchenzucht befindliche. Die Schule wurde von 56 Kindern besucht. An Nationalhelfern waren 9 männliche und 9 weibliche angestellt, 4 Personen besorgten das Halten der Gottesdienste. —

In Goejaba hatte Missionar Lehmann nach Gottliebs Fall einen gewissen Josuah als Nationalhelfer eingesetzt, einen Mann, der seiner christlichen Erkenntnis wie seiner charakterlichen Selbständigkeit nach dieser Aufgabe freilich nicht gewachsen war, wie er selbst einsah; indes es gab keinen Bessern. Die äußern Verhältnisse gestatteten eben nicht, das zu thun, was das einzig Richtige gewesen wäre, nämlich einen weißen Missionar dauernd dort anstellen. So geschah es, daß in den ersten Jahren dieses Zeitabschnittes bei einem jeden der seltenen Besuche des Missionars die Freude der Christen groß war, daß ihr Glaube neu aufflammte und ihr Mut neu belebt wurde. Einzelne Tausen fanden auch statt, verschiedene Heiden wurden in ihrem Aberglauben wankend und baten den Reisenden, bald wiederzukommen. Selbst in einer ganzen Reihe von Kamps weiter stromaufwärts, wo der unermüdliche Raak auch besuchte, fand er und seine Botschaft freundliches Entgegenkommen. Er erhielt den Eindruck, daß er auf ein Feld gekommen, welches weiß zur Ernte wäre. Dringend baten die Leute von Goejaba, er möge ganz zu ihnen ziehen oder doch wenigstens ein paar Wochen bleiben. Sie erkannten selbst ganz klar, was ihnen fehlte. Selbst brieflich trugen sie ihr Gesuch um einen eignen Lehrer vor. „Wir leben wie unter Tigern, welche ihre Mäuler aufthun, um uns zu verschlingen,“ schrieb einer. „Hätten wir nur einen guten Jagdhund, der uns voranginge, dann könnten uns die Tiger nicht beißen!“ Indes der Mangel an Arbeitern in der „Kolonie“, deren Reihen noch dazu auch oft durch Krankheit und Tod gelichtet wurden, das mörderische Klima und die schlechte Verbindung mit Paramaribo verhinderten die Erfüllung der Bitte. Kein Wunder, daß während des Jahres,

welches bis zum nächsten Besuche verging, das hellausleuchtende Flämmchen herabbrannte und zusammensank, daß die Verführung wie die feindliche Haltung und Verfolgung seitens der an Zahl übermächtigen Heiden, mitten unter denen man wohnte, manchen einschüchterte oder gar zum Abfall brachte! Es kam endlich soweit, daß Br. Raaz drei Jahre hinter einander garnicht Goejaba besuchen konnte. Er verlangte nämlich mit Recht, daß, wenn der Missionar Zeit, Kraft und Leben daransetze, die Christen des entlegnen Waldorfes ihrerseits wenigstens das Opfer brächten, ihn in ihren Korjalen von seinem Wohnort abzuholen und dahin zurückzubringen; das sei der natürliche Gradmesser für ihr religiöses Bedürfnis. Während jener drei Jahre erschien jedoch niemand, um ihn nach Süden zu befördern. Dann bat man wieder um seinen Besuch und schickte Fahrzeuge. Auf Grund der Eindrücke, die er nun bekam, überzeugte er sich davon, daß das dürftige Gemeinlein, wenn es nicht vom Heidentum erdrückt werden solle, notwendig sich äußerlich von den Götzendienern trennen und einen eignen Wohnsitz haben müsse. Unentwegt drang er nun darauf, daß die Christen wenigstens eine halbe Stunde weit ober- oder unterhalb Goejabas sich ansiedeln möchten, — ein Vorschlag, der bei der leichten Bauart der Negerhütten und ihrem Brauch, von sich aus freiwillig gelegentlich den Wohnsitz zu wechseln, keine harte Forderung bedeutete und der außerdem bei der geringen Entfernung der beabsichtigten neuen Ansiedlung von Goejaba dem Einwand verschiedener Christen gerecht wurde, daß sie sich nicht von ihren heidnischen Anverwandten ganz und gar zu trennen vermöchten. Aber man wollte und wollte nicht und suchte die Entscheidung hinauszuziehen. Raaz blieb fest; als endlich das Maß seiner Geduld erschöpft war und alle seine Gründe, mit denen er den schwachen Christen die äußere und innere Notwendigkeit des Schrittes bewies, nur Debatten, aber keine Entschließungen zu Tage förderten, erklärte er, bis sie seinem Räte nicht gefolgt wären, würde er sie nicht mehr besuchen, ja er würde schließlich, falls sie in Goejaba verblieben, die neben dem Kirchlein aufgepflanzte Glocke, das durch ihn vermittelte Geschenk europäischer Missionsfreunde, abholen lassen. Indes auch das schlug nicht durch. Vielmehr beschied man ihn dahin, er möge seine Besuche einstellen, aber die Glocke da-lassen, wozu er aber nicht geneigt war, da er guten Grund hatte zu glauben, daß ihre Klänge auch zur Verherrlichung heidnisch abgöttischer Feste dienen müßten. Da trat eine unerwartete Wendung ein. Es starben verschiedene Einwohner Goejabas, Christen wie Heiden, Kinder wie Erwachsene sehr rasch hinter einander ohne vorangehende Krankheit. Allgemeines Entsetzen und die wiederholte Erklärung des heidnischen Orakels, Goejaba müsse verlassen werden, wenn das Sterben aufhören solle; der Gott des Platzes sei erzürnt. Gerade um diese Zeit traf Raaz zu seinem, schon oben erwähnten letzten Besuch ein und nun, wo die Christen eigentlich hätten bleiben können, versprachen sie ihm, sie wollten sich bei dem bevorstehenden allgemeinen Aufbruch an einem besondern Ort, getrennt von den Heiden niederlassen. Die Ausführung des Versprechens erlebte Raaz nicht mehr. Sie erfolgte wirklich, aber leider in wenig befriedigender Weise. Jener Unheilstifter Gottlieb tauchte wieder auf und vermochte einen Teil des Gemeinleins, sich ihm anzuschließen und sich an seinem Wohnort anzusiedeln. Der andre Teil folgte dem Nationalhelfer Josua an einen andern Ort. Jede der beiden Gemeinden behauptete aber, die eigentliche, legitime zu sein, und häßliche Zwietracht herrschte zwischen ihnen. Da gelang es in allerneuester Zeit Missionar Schärf, das Schisma zu beseitigen. Am 25. August 1891 reiste er in die Gegend von Goejaba und brachte mit Hilfe des Kapitäns Nikodemus, der die Seele des

Veröhnungswerkes ist, ein gütliches Übereinkommen zustande, das inzwischen in Kraft getreten ist. Beide Gemeinden haben ihre bisherigen Wohnplätze verlassen und sich an einem neuen gemeinschaftlichen niedergelassen, der den Namen Aurora erhalten. Sowohl Josua als Gottlieb sind ihres Amtes entkleidet und ein gewisser Jsaak Albitrouw, ein tüchtiger und ausreichend gebildeter eingeborner Evangelist, den Br. Schärf mitbrachte, an ihrer Stelle zum Leiter der Gemeinschaft eingesetzt worden. Aurora ist infolge eines wunderbaren Zufalls beinahe genau auf der gleichen Stelle errichtet worden, wo einst Gingee, die Wirkungsstätte Rasmus Schmidts, gestanden, dessen Grab Br. Schärf auffand, freilich von dichtem Gebüsch überwuchert. Goejaba existiert nur noch auf der Karte, in Wirklichkeit ist die Stätte, auf der es lag, längst wieder vom Busch überwachsen. Irgendwelche statistische Angaben über die Zahl der Gemeindeglieder in Aurora stehen uns nicht zu Gebote. —

Der Rückblick auf diese ganze Buschnegermission an der Suriname stimmt wehmütig. Wenn auch nach dem Maßstabe des Reiches Gottes nicht gezählt, sondern gewogen wird, wie viel Anstrengungen sind nicht gemacht, wie viel Opfer nicht gebracht, wie verhältnismäßig wenig aber erreicht worden! Zwischen Koffikamp und Gansee, ja vollends weiter südlich von dieser Station leben noch hunderte von Negern, an finstern Aberglauben verflaut. Menschlich zu urteilen, beruht ihre Befreiung darauf, ob es gelingen wird, eine hinreichende Anzahl von tüchtigen eingebornen Evangelisten zunächst in der „Kolonie“ zu gewinnen, die als Landesfinder dem Klima des Urwaldes besser gewachsen sind als eingewanderte Europäer. Dann würde man es weiter auf Ausbildung von Buschnegern zu diesem Beruf anzutragen haben. Leider ist nur das Missionswerk in Suriname in dieser Beziehung noch sehr im Rückstande, teils infolge des langen Bestehens der Sklaverei, teils aus einem Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, da sich wenigstens der surinamer Neger nur sehr selten zu wirklicher charakterlicher Selbständigkeit und Festigkeit entwickelt. Außerdem hat vielleicht auch die Leitung der Mission, von der allerdings kaum zu bewältigenden Arbeit für die Gegenwart ganz in Anspruch genommen, die Arbeit für die Zukunft nicht scharf genug ins Auge gefaßt, obwohl ihr Vorwürfe von Belang in dieser Beziehung kaum zu machen sein dürften.

2. Die Mission unter den Matuaris an der Saramacka.

Verhältnismäßig viel jüngeren Datums und an numerischen Ergebnissen noch ärmer als die Arbeit unter den Saramackanern, unterscheidet sich auch die Matuarimission von jener dadurch, daß sie ohne menschliches Ringen und Zuthun infolge einer wunderbaren göttlichen Einwirkung ins Leben gerufen wurde, deren Gegenstand und Träger ein noch unter den Lebenden weilender, aber nun doch schon alter Mann ist, der Matuarineger Johannes King. Diese Persönlichkeit nimmt in der Entstehungs- und Entwicklungsgegeschichte des nun zu berücksichtigenden Werkes eine so allbeherrschende Stellung ein, daß wir ihr vorab ungeteilte Aufmerksamkeit schenken müssen.

Ademsi, die Mutter Rings, lebte in einem Matuaridorf und hatte dort mit ihrem ersten Manne eine Tochter. Dann zog sie nach Paramaribo, lebte mit einem zweiten Manne und gebar ihm drei Kinder, eine Tochter Affiba und die Zwillinge Adrai (auch Adam genannt) und Eva. Während einer Blatternepidemie Witwe geworden, verband sie sich bald darauf mit einem Aukaner und wurde aufs neue Mutter erst von drei Töchtern, dann von zwei Knaben, deren einer Ring, endlich von noch einer Tochter. Rings Alter kann nicht mit Gewißheit angegeben werden, vermutlich ist 1833 (oder 1830) sein Geburtsjahr. Nachdem die ganze Familie im Jahre 1846 die Stadt verlassen hatte und dann einer Anordnung der Regierung gemäß von ihrem neuen Wohnort an der untern Saramacka noch innerhalb der „Kolonie“ vertrieben wurde, weil sie aus Buschnegern bestand, wählte sie Maripastoon an der Saramacka zu ihrem dauernden Sitz.

Hier wurden Eltern und Kinder, nachdem sie in Paramaribo einige christliche Eindrücke empfangen, bald in die tiefste Abgötterei und den Dienst der Obias verstrickt. Im übrigen wuchs die Familie und mehrte sich, mochten auch die Eltern und die jüngste Tochter sterben. Alle übrigen Töchter nahmen Männer und die Söhne Frauen, einige sogar mehr als eine Frau, Kinder wurden geboren — kurz es war die Nachkommenschaft der Ademsi eine große Sippe, welche außer einigen wenigen andern Heiden die auf reichlich 40 Köpfe sich belaufende Einwohnerchaft von Maripastoon ausmachte. Adrai war Kapitän des Kampfs, und gehorchte wie alle seine Standesgenossen den Befehlen Kalkoens, des Granmans der Matuari, der mehrere Tagereisen oberhalb an dem mit Felsen durchsetzten, in Stromschnellen und Wasserfällen sich gefallenden Flusse sein Wesen hatte.

Das Familienleben in Maripastoon wurde aber nach einiger Zeit wieder durch den Ausbruch einer bösertigen Krankheit gestört. Laut der Aussage eines aukanischen Wintimannes war Ring schuld daran. Als Knabe hatte er einmal eine große bunte Schlange, vor der seine Geschwister erschreckt flohen, mit Pfeil und Bogen erlegt und im Triumph davon getragen. Es war ein Exemplar der abgöttisch verehrten *Boa constrictor* gewesen. Der Geist dieser Schlange, so meinte der Zauberdoctor, hege seitdem Groll gegen Ring wie seine ganze Familie und räche sich nun durch Zusendung der Krankheit. Der Wintiman gab gegen reichliche Bezahlung Anweisung, wie man jenen Geist besänftigen könne. Neue Gözenhäuser wurden erbaut, Opfer dargebracht, Wintitänze veranstaltet. Rings Schwester Affiba und ihr Mann, der Aukaner Sopo, bekamen am häufigsten den Winti. Sopo namentlich übte während seiner immer wiederkehrenden Anfälle geradezu eine Art von Tyrannei über die sämtlichen Bewohner Maripastoons aus; immer neue Opfer verlangte der vermeinte Geist, kein Stück des bescheidenen Besitztums eines jeden war vor den Ansprüchen jenes sicher, und was der Geist verlangte, mußte in den Fluß geworfen werden. Es war ein höchst unbehaglicher Zustand, Furcht quälte alle Gemüter, der Gözendienst blühte zwar, aber er peinigte zugleich seine Anhänger und richtete sie zu Grunde.

Das bildete die Voraussetzung zu dem Auftreten Rings. Ehe wir davon reden, jedoch erst ein paar Worte über den Charakter dieses Mannes! Missionar van Calker, Theologe und damaliger Präses des surinameschen Missionswerkes, ein durch und durch umsichtiger, besonnener und nüchterner Mann, hat persönlich mit Ring sehr viel verkehrt, ihn auf die Probe gestellt und alle mit dem Auftreten desselben verknüpften Umstände einer wiederholten kritischen Prüfung unterzogen. Er schildert ihn als einen keineswegs überspannten oder schwärmerischen, sondern nüchternen Mann von klarem

Verstande, leichter Auffassung und großer Wißbegier; den Winti habe er nie bekommen. Er habe sich immer als treuherzig, zuverlässig und aufrichtig bewährt, ein einfältig kindliches Gemüt gezeigt und frei von der dem Busch-neger öfters eignen Begehrlichkeit, stets durch fleißige Arbeit seinen und der Seinen Unterhalt ehrenhaft verdient. Mit dieser Charakterzeichnung stimmt auch das Urtheil anderer Missionare überein. — In diesem Manne regte sich nun zunächst ein Widerwille gegen das abgöttische Treiben. Dann erhielt er in einem Traumgesicht die Anweisung, sich ganz davon fernzuhalten. Er that es und erregte dadurch den Unwillen der andern. Zwei weitere Traumgesichte (er hatte solche nicht bloß bei Nacht, sondern auch gelegentlich bei Tage und lag dann völlig geistesabwesend auf seinem Lager, bis er, häufig dann körperlich einigermaßen erschöpft, von selber erwachte) spornten ihn an, nicht bloß thatsächlich mit der Abgötterei zu brechen, sondern diesen Schritt öffentlich zu bekennen und gegen das Unwesen aufzutreten. Er gehorchte, sein Bruder Abrai und eine seiner Schwestern waren die ersten, welche ihm Beifall gaben und sich seinen Bestrebungen angeschlossen. Die Gesichte aber gingen fort. Wiederholt wurde er namentlich in das „Paradies“ versetzt und in die Hölle. In der Beschreibung dessen, was er da geschaut, findet man wohl Anklänge an die spärlichen Eindrücke, die er einst während seiner Jugend in Paramaribo erhalten haben dürfte. Sodann entspricht die einigermaßen sinnlich bunte und hainbüchene Erscheinungsform sowohl der himmlischen Herrlichkeit wie der Qualen der Verdammten dem geistigen Gesichtskreis des Negers, so daß man auf der einen Seite deutlich sieht, wie seine eigne Subjektivität ganz augenscheinlich auf die Färbung und Einfleidung des von ihm Geschauten eingewirkt hat. Andererseits aber geht durch die ganzen Gesichte ein so ernster, reiner, streng ethischer Zug, die im Gesicht empfangnen Enthüllungen und Anweisungen führen ihn so deutlich und unmittelbar zu dem hin, was ihm und seiner Umgebung fehlte, zur Erkenntnis und Ergreifung der christlichen Wahrheit, die Wege zur Erlangung wie zur Verbreitung derselben werden ihm so weise und vorsorglich bis ins einzelne vorgezeichnet, daß man nicht anders kann, als in dem Geschauten und Gehörten einen Kern von göttlichen Einwirkungen wiederzuerkennen. Ring befindet sich ihnen gegenüber in vollkommener Passivität. Seine Aktivität und Verantwortlichkeit tritt erst ein, wenn er, zu gewöhnlichem Selbstbewußtsein erwacht, sich vor die Möglichkeit gestellt sieht, den ihm von oben gewordenen Erleuchtungen Folge zu leisten oder nicht. Auf diesem außergewöhnlichen Wege wird er nun darüber erleuchtet, daß Gott sein Werk unter Rings Volk anfangen und sich seiner dazu als Werkzeug bedienen wolle. Die Verwerflichkeit der Abgötterei vor Gottes Augen, ein Widerwille dagegen, ein Abscheu vor der Sünde und eine Erkenntnis derselben wird ihm beigebracht. Er wird angewiesen, in Maripastoon ein achtediges kleines Kapellchen zu bauen, dessen Modell ihm auch gezeigt wird; er wird beauftragt, die Lehrer in Paramaribo aufzusuchen und sich von ihnen unterrichten zu lassen, da sie nicht zu ihm kommen könnten; er wird ermuntert, zweimal zu dem mehrere Tagereisen aufwärts an der Saramacka wohnenden Granman Kalkoen zu reisen, um ihn aufzufordern, daß er sich von der Abgötterei abwenden und befehlen möge; auch später wird ihm die Aufgabe gestellt, gewisse größere Evangelistenreisen zu machen, die wir weiter unten erwähnen werden; zukünftige Dinge werden ihm enthüllt, z. B. daß in der kleinen Regenzeit der Regen ausbleiben und die Pflanzungen der Bewohner von Maripastoon zur Strafe für ihre Sünden verdorren würden, was er seinen Landsleuten mittheilt und was gleich darauf wirklich geschieht. Und das alles

vollzieht sich nun auf dem Wege jener Traumgesichte,¹⁾ von deren übernatürlichem Ursprung er selbst ganz überzeugt ist. Mit einer bei einem Neger seltenen Klarheit definiert er die Unterschiede zwischen gewöhnlichen Träumen, die auch er wie andere gelegentlich träumt, und jenen Traumgesichten. Dieselben, — um hier ihre Besprechung gleich zu Ende zu bringen — hören auch nicht auf mit seiner später zu erwähnenden Taufe, wie die Missionare erwartet hatten; sie bekamen dann aber einen andern Charakter. Vor seiner Taufe nahmen sie Bezug auf seine Bekehrung, enthielten Belehrungen über die Heilswahrheiten oder andere in der Schrift niedergelegte Anschauungen und standen in einem sichtlich fortschreitenden Zusammenhang mit seiner zunehmenden christlichen Erkenntnis, die weiterhin durch den Unterricht der Missionare in ihm gefördert wurde. Nach seiner Taufe ist das Gebiet der biblischen Lehre und des Inhaltes der heiligen Schrift dem Bereiche seiner Offenbarungen ganz entrückt; denn nun soll er sich ganz ersichtlich an die Schrift selber halten. So empfängt er in den Gesichtern von da an nur noch Anweisungen, die sich auf seinen Dienst beziehen, Anweisungen, wohin und zu welcher Zeit er reisen soll, oder Enthüllungen über geheime Sünden im Schoße der Gemeinschaft von Maripastoon, die er dann öffentlich oder unter vier Augen rügt.

Durch jene Traumgesichte erweckt und zugleich angewiesen, in Paramaribo weitere Belehrung zu suchen, erschien King als ein völlig Unbekannter auf dem von achtzehn Missionsfamilien bewohnten Missionsquartier der Stadt, gab seinen Namen für den Taufunterricht auf, bat um Bücher, damit er lesen lernen könne und kehrte dann nach Maripastoon zurück. Nach längerer Zeit kam er wieder, las ziemlich fließend und verweilte etwas länger, um weiteren Unterricht zu empfangen. Seine Behandlung seitens der Missionare war eine sehr verständige. Weit entfernt davon, ihn zu verhätscheln, ließen sie ihn einen Teil des Tages am Besuch der Schule teilnehmen und im übrigen in einer der Werkstätten der Mission arbeiten, damit er sich seinen Unterhalt verdiene. Unterkunft fand er in einer der für solche Zwecke errichteten Kammern auf dem Missionsquartier. Bei diesem zweiten Besuch war er ganz erfüllt von dem Auftrag, das Kirchlein zu bauen. Drei Wochen lang war ihm jede Nacht der Mann erschienen, welcher ihm erklärte: „Dies ist kein Traum, wie andere Menschen träumen. Ich bin ein Bote Gottes, der mich zu dir gesandt hat!“ und welcher ihm nun bis in alle Einzelheiten hinein den Plan zu dem Kirchlein enthüllte. Allzulange litt es ihn auch diesmal nicht in der Stadt, die Erfüllung des Auftrages brannte ihm zu sehr in der Seele. Aber doch wieder weiter gefördert an christlicher Erkenntnis, gelang es ihm nun, in Maripastoon die völlige Abschaffung des Götzendienstes durchzusetzen. Seinem vom Winti befallenen Schwager Sopo trat er furchtlos entgegen und befahl ihm, stille zu sein, worauf jener auch sofort gehorchte, alle Götzenhäuser riß King nieder, alle Obias wurden ihm ausgeliefert und von ihm in den Fluß geworfen, allgemeine Freude herrschte

¹⁾ Joh. King hat einen Bericht über diese Traumgesichte negerenglisch niedergeschrieben, drei mäßig dicke Bücher in Quartformat. Von einem Missionar ins Deutsche übersetzt, dürften sie bei Abfassung eines monographischen Lebensbildes des merkwürdigen Mannes, welches nach seinem Tode geschrieben zu werden jedenfalls sich verlohnt — gute Dienste leisten. Eigentümlich ist auch die Ausdrucksweise, deren er sich da bedient; sie erinnert stark an die Sprechweise der alttestamentlichen Propheten. Und doch kann er dieselben weder gelesen noch gehört haben, da die Schriften des Alten Testaments aus verschiedenen Gründen überhaupt nicht ins Negerenglische, die einzige Sprache, die er versteht, übersetzt worden sind. —

auf dem Kamp, man atmete erleichtert auf, das Kirchlein wurde gebaut und Franz Bona von Gansee, ein Verwandter Rings, wurde herzugeholt, um Gottesdienste darin zu halten. Ring machte einige weitere Besuche zu längerem Aufenthalt in Paramaribo. Nach und nach erschien dann auch der größte Teil der Bewohner des Dörfchens in der Stadt und gab seine Namen für den Taufunterricht auf, der Granman Kalkoen, durch Rings Predigt aufgerüttelt, sandte einen Boten dahin mit der Bitte um einen Lehrer, am 5. Mai 1861 wurde Rings und seiner ebenfalls erweckten Frau Afoeba Töchterchen Marianne, am 24. Juni seine Schwester Eva, am 11. Aug. Ring selbst getauft; Eva erhielt den Namen Marie, Ring auf seinen Wunsch den Namen Johannes. Affiba und Sopo, Kapitän Aldrai (Adam) kamen auch auf längere Zeit zum Taufunterricht in die Stadt. Im Oktober desselben Jahres traten dann die Missionare van Calfer und Bramberg die erste Reise nach Maripastoon an. Mit großer Freude wurden sie von den anständig und reinlich gekleideten Bewohnern empfangen, überall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, von Resten der Abgötterei fand sich keine Spur, kurz, man bekam den Eindruck, man befinde sich in einem christlichen Negerdorf. Auch hatte man für die beiden Missionare ein nettes, schüßliches Häuschen gebaut und versorgte sie aufs reichlichste mit Fischen, Wildbret, Vögeln und Erdfrüchten. Eine Woche blieben die beiden Brüder da. Sie hielten Gottesdienste und christlichen Unterricht, drangen auf Abschaffung der Vielweiberei und Anerkennung der Elternrechte, namentlich der Rechte des Vaters, in Bezug auf die Kinder, setzten eine Gottesdienstordnung fest, führten die Sonntagsheiligung ein, ernannten Ring, den innerlich gefördertsten und den des Lesens allein kundigen (schreiben konnte er damals noch nicht), zum Nationalhelfer und geistlichen Leiter des werdenden Gemeinleins und hatten mehrere Besprechungen mit dem herzugereisten Granman Kalkoen bezüglich seiner Bitte um einen Lehrer. Angesichts der Schwierigkeiten der Reise nach den weiter oberhalb gelegenen Dörfern wie im Blick auf das je weiter landeinwärts, desto ungesündere Klima richteten sie das Begehren an ihn, er möge mit dem übrigen Teil des Matuaristammes stromabwärts, am liebsten nach Maripastoon ziehen. Sie, die Missionare, hätten aus Liebe zu den Heiden auch Familie und Vaterland verlassen und wären über das große Wasser gekommen; da wäre es nicht unbillig, daß nun auch die Matuaris ihnen ein Stück entgegenkämen und dadurch die Arbeit unter ihnen erleichterten. Kalkoen zeigte sich nicht abgeneigt, bedang sich aber aus, diesen Vorschlag erst mit seinen Kapitänen beraten zu dürfen. Sehr befriedigt und erfreut kehrten die beiden Brüder von diesem Besuch, der ihre Erwartungen weit übertroffen, nach der Stadt zurück. Damit war Maripastoon zu einer Missionsstation erhoben und das Missionswerk unter den Matuaris begründet worden.

Auf jenen ersten Besuch der zwei Missionare sind seitdem eine ganze Reihe gefolgt. Man hat nämlich nie einen weißen Missionar in Maripastoon angestellt. Mangel an Arbeitern, die bei der Entfernung von der Stadt nicht unbedeutenden Kosten des Unterhaltes eines Europäers, endlich die Rücksicht auf die doch geringe Anzahl der Christen und der Matuaris überhaupt waren hierbei ausschlaggebend. Daß gleichwohl die Anwesenheit eines Missionars recht wünschenswert und auf eine günstige Entwicklung des Werkes von gutem Einfluß gewesen wäre, ist nicht zu leugnen. Denn bei aller Vortrefflichkeit Joh. Rings konnte er einen europäischen Missionar doch nicht ersetzen, wenn man auch zugeben

mag, daß seine Gegenwart diesen Mangel noch am ersten erträglich machte. Daran aber hat man festgehalten, daß jährlich zwei, ausnahmsweise dreimal Missionare Maripastoon besuchten. Außer in zwei, drei Fällen waren es stets Brüder von Paramaribo; sie verwalteten selbstverständlich auch die Sakramente.

Langsam wuchs die Zahl der Getauften. Im August 1862 wurden ein Kind und acht Erwachsene getauft, unter den letzteren der Kapitän Adrai, der den Namen Noah erhielt. Da Joh. Ring oft abwesend war, theils zu seiner eignen Weiterförderung und Ausbildung in der Stadt, theils zur Ausführung von Reisen, wurde im Oktober 1863 Nikolaus Manille, ein Eingeborner aus der „Kolonie“, der lesen und schreiben konnte und im Schulaufhalten einige Übung hatte, als Nationalhelfer und Lehrer neben Joh. Ring angestellt. Ein bedeutendes Aufsehen und nicht geringe Freude erregte die Thatfache, daß am 4. Oktober 1864 der Granman Kalkoen, der mit einem Theil seines Stammes seinen Wohnsitz wirklich an einen Ort in größere Nähe von Maripastoon verlegt hatte, ein verständiger Mann in vorgerückten Jahren, sich taufen ließ; seine schon früher wie bei dieser Gelegenheit abgelegten Bekenntnisse geben von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und der Gründlichkeit seiner Belehrung Zeugnis. Am gleichen Tage ernannte er Noah Adrai zum Grankapitän und empfahl ihn damit zu seinem Nachfolger. In jenem Jahr gab es 33 getaufte Erwachsene, 9 getaufte Kinder und 20 Taufkandidaten in Maripastoon. Zehn Jahre später, 1874, um das hier gleich abzuthun, war die Zahl der Getauften auf 164 und 1887 auf 203 Personen gestiegen. Nachdem Kalkoen 1867 gestorben, überkam Noah Adrai in der That die Granmans-Würde. An Gediegenheit und Ernst stand er freilich weit hinter seinem Bruder Joh. Ring zurück. Er fiel wiederholt in Sünde, so schon im Jahre 1865, und der Lebhaftigkeit seiner Zerknirschung bei dieser Gelegenheit entsprach nicht die Entschiedenheit, welche er nun fernerhin im Kampf gegen Verführung und Versuchung hätte beweisen sollen. Nicht am wenigsten seine Schuld ist es, daß, nachdem die Zeiten der ersten Liebe und der ersten Freude in Maripastoon vorüber waren, der sittliche Stand der Gemeinde öfters zu wünschen übrig ließ; es waren meist fleischliche Vergehungen, die von Zeit zu Zeit ans Licht kamen. Geahndet wurden sie aber, Zucht und Ordnung herrschten unter der Mehrzahl der Christen. Dafür sorgte schon Ring, dafür sorgten die Brüder in der Stadt, die z. B. die Einweihung der bereits fertigen, größeren neuen Kirche, welche an Stelle von Kings baufällig und viel zu klein gewordener Kapelle errichtet worden war, erst am 13. Sept. 1874 vornahmen, d. h. zur Strafe geraume Zeit aufschoben, weil allerhand grobe Versündigungen allerdings nur bei einzelnen vorgekommen waren. Aber auch andere Umstände hemmten eine ungetrübte Entwicklung. Zwischen Nikolaus Manille und Ring gab es kleine Reibungen, die zur Folge hatten, daß jener zu Ende der sechziger Jahre abberufen werden mußte. Da Noah gerade seit längerer Zeit in gutem Fahrwasser sich befand und man die Hoffnung hegte, er werde in einer solchen Vertrauensstellung einen heilsamen Sporn erblicken, setzte man ihn an Stelle des Abgesetzten neben seinen Bruder zum geistlichen Leiter der Station ein; Ring selbst brachte von da an auch als Schullehrer das an den Mann, was er in der Stadt an Bildungsschätzen allmählich eingeheimst, obschon er gerade in dieser Beziehung nie Hervorragendes geleistet zu haben scheint. Leider entstand bald darauf zwischen beiden Brüdern eine Spannung, welche nun schon zwei Jahrzehnte trotz der verschiedensten Versuche, sie beizulegen, an-

gehalten, auf das kirchliche Leben in Maripastoon schädigend eingewirkt und in allerneuester Zeit eine traurige Zuspitzung erfahren hat. Die Sache liegt so. Noah Adrai ist ein schwankender, unentschiedner Charakter, der für seine eigne Person immer wieder in die Schlingen praktischen Heidentums hineingerät und sich allerhand sexueller Ausschreitung schuldig macht; so hat er z. B. auch längere Zeit eine Nebenfrau an einem andern Ort gehabt. Zu sehr Christ, um ungestraft der Sünde dienen zu können, empfindet er zeitweise die innere Friedlosigkeit und Haltlosigkeit seines Zustandes tief und kann sich selbst dann unter heißen Neuethränen heftig anklagen, aber andererseits doch wieder zu wenig Christ, zu halbherzig, zu laß im Gebet, zu träge zum Kampf vermag er den unsaubern Banden sich nicht zu entwinden. Dem entsprechend ist auch sein Verhalten andern gegenüber. In seiner Doppelseigenschaft als Granman und als Nationalhelfer wäre es ihm ein leichtes, fördernd und stählend auf die Gefinnung und den Wandel der Stationsbewohner einzuwirken. Er thut das indes wenig oder doch nicht genügend; er zeigt sich nachsichtig und schlaff verschiednen noch nicht überwundenen oder wieder eindringenden heidnischen Sitten und Anschauungen gegenüber, er drückt im Blick auf Verfehlungen andrer, die aus derselben Wurzel wie seine eignen Schwächen stammen, gern ein Auge zu. Ganz anders sein Stiefbruder Ring. Ein ganzer Mann und als solcher ebenso streng gegen sich selbst, wie dankbar für wohlgemeinten und berechtigten Tadel, tritt er offen und rückhaltlos allen Schäden und Abweichungen entgegen und kennt kein Ansehen der Person. Das erwirbt ihm den Dank und die Liebe lauter, aufrichtig strebender und christlich entschiedener Gemüther, deren es zum Glück in der jungen Gemeinde auch nicht wenige giebt; es verwickelt ihn aber auch in Kämpfe mit solchen, welche die Finsternis oder doch ein gewisses Halbdunkel mehr lieben als das Licht; es hat ihn wiederholt in die Lage gebracht, seinem eignen Bruder mit der strafenden Rüge entgegentreten zu müssen, welche Johannes der Täufer dem Herodes erteilte. Das behagte dem Bestraften nicht immer, der Stolz des Granmans regte sich in ihm, er empfand außerdem die geistige Suprematie, zu welcher Ring ungefucht gelangt ist dank der religiösen Macht seiner Persönlichkeit und der leitenden Stellung, die er bei Gründung Maripastoons eingenommen, als eine Beschränkung seiner eignen Machtstellung. Aus diesen Gegensätzen ergaben sich dann im Laufe des gelegentlichsreichen, tagtäglichen Lebens immer wiederholte, kleinere oder größere Reibungen, unter denen niemand mehr litt als Ring selbst, der an sich ein Friedenskind ist. Aber wie aller Kampf so führte auch dieser Klärung, Läuterung, Sichtung herbei. Das bestätigten die verschiedenen Berichte, welche uns wirklich erfreuende, edle Blüten christlichen Gemeinschaftslebens nachweisen; das geht auch aus der Thatfache hervor, daß im Jahre 1874 der Gedanke an Gründung einer zweiten Station zum erstenmal auftaucht. Möchten dabei auch äußere, praktische Gesichtspunkte mit im Spiel sein, man hätte ihn nicht fassen können, wenn Maripastoon ein schwächlich dahinsiegender oder gar in allmählicher Auflösung begriffener Organismus gewesen wäre. Mitbestimmend wirkte dabei die früher beschriebene Art und Weise des Betriebes des Landbaues seitens der Buschneger. Benutzen sie ein Stück Boden nur ein, zwei Jahre und brechen dann wieder eine neue jungfräuliche Scholle an, so ergiebt sich, daß eine zu große Anhäufung von Bewohnern an einem Punkte, dessen Umgebung noch dazu nicht bloß aus gutem Boden besteht, nicht wünschenswert ist. Deshalb bewilligte Noah als Granman schon nicht alle Gesuche solcher, die sich in Maripastoon ansiedeln wollten, deshalb blieben verschiedene Heiden, die an sich bereits einen Zug zum

Christentum verspürten, aus freien Stücken der Station fern, oder erschienen nur besuchsweise dort.

Um ihnen nun auch das Evangelium zu bringen, wurde 1877 der schon früher erwähnte Daniel Yveraar als Schullehrer und Helfer in Maripastoon eingeführt und die Stationsbewohner verpflichtet, ihm jährlich ein Stück Feld zu bebauen und außerdem durch gewisse Lieferungen an Fisch und Wildbret zu seinem Unterhalt beizutragen. Dadurch wurde der schon alternde Joh. Ring frei und zog nun nach Pikien-Saramacka (Jaf. Kondre), 2 $\frac{1}{2}$ Tagereise oberhalb Maripastoons, um dort eine neue Station zu gründen. Freilich zeigte sich im Lauf der Zeit, daß der Platz nicht günstig gewählt war, wie richtig auch der ganze Gedanke. So faßte man einen andern Punkt ins Auge und entschied sich für das von 80—100 Personen bewohnte Kwattahedde, 3—4 Tagereisen stromaufwärts von Maripastoon. Einen von einem Missionar sorgfältig ausgebildeten, tüchtigen und ernstesten eingebornen Evangelisten, Eduard Bern, führte Missionar Schmitt gleich nach Ostern 1888 dort ein als Lehrer und Hilfsmissionar. Ring war zu alt, um diese Aufgabe zu lösen, aber er zeigte sich besonders eifrig in der Vertilgung von Obias und andern Resten der Abgötterei, die sich in Kwattahedde noch vorfinden. Gleichzeitig wurde ausgemacht, daß die neue Station nur Filiale von Maripastoon sein und alle von Bern auf die Taufe Vorbereiteten in Maripastoon von dort besuchenden Missionaren geprüft und je nach Befund getauft werden sollten. Ebenso sollten später etwaige Kommunikanten sich zur Spendung des Abendmahles mit Bern in Maripastoon einfinden. Bern steht seitdem dort in Segen und verrichtet gediegene Arbeit. Das zeigte sich schon im Spätherbst 1888, als fünf Männer und vier Knaben wie zehn Frauen und zwei Schulmädchen, von ihm äußerlich und innerlich wohl vorbereitet, auf der Mutterstation durch den wieder besuchenden Br. Schmitt die Taufe erhalten konnten. Laut den statistischen Angaben von Ende 1890, die leider die beiden Maturistationen nicht getrennt berücksichtigen, gab es auf beiden zusammen 52 Kommunikanten, außerdem 127 erwachsene und 111 jugendliche Getaufte, 7 Taufkandidaten und 6 in Kirchenzucht befindliche Personen, also 303 in Pflege der Mission stehende Seelen. Auf jeder der beiden Stationen war je ein eingeborner Lehrer und zusammen sechs männliche und fünf weibliche Nationalhelfer angestellt. Etwas höher würden sich diese Zahlen stellen, wenn nicht im Laufe der achtziger Jahre ein kleiner, bis dahin mit den Matuaris vereinigt Stamm, von dessen Mitgliedern auch einige bereits Christen geworden, Maripastoon und die Saramacka für immer verlassen hätte. Von ihnen wird weiter unten die Rede sein.

So könnten wir der Matuarimission Lebewohl sagen, die Hoffnung hegend, daß, nachdem nun etwa die Hälfte der Mitglieder dieses Stammes für das Christentum gewonnen, auch der Rest bald nachfolgen werde. Doch drängt es uns, das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen und zum Schluß noch Johannes Ring einige Worte zu widmen.

Sein Lebensabend ist nun vorhanden. Im Zenith stand seine Sonne, als er in der Mitte der sechziger Jahre, von glühendem Zeugendrang beseelt und durch immer neue Gesichte dazu angetrieben, Evangelistenreisen durch das ganze Buschland machte. Kleinerer zu geschweigen erwähnen wir von diesen Fahrten nur die vom 11. Aug. bis 14. Sept. 1864 reichende nach der Cottika und Coermotibo, die vom 14. Okt. bis 21. Dez. desselben Jahres nach der oberen Saramacka, die vom 21. Juli bis 1. Nov. 1865 nach der Marovijne und Tapanahoni, ohne Rings Schuld verhängnisvoll in ihren

Folgen, wie wir weiter unten sehen werden, endlich die vom 22. Okt. bis 10. Dez. 1866 nach der oberen Suriname, an deren Quellen er mit den bis dahin selbst dem Namen nach völlig unbekannten Loango-Negern in Berührung trat. Körperliche Leiden, namentlich die Gicht, nötigten ihn dann, seine Reisetätigkeit einzuschränken. Um so treuer wirkte er in Maripastoon und Umgegend, eine „Perle“ an christlicher Entschiedenheit und Unsträflichkeit des Wandels, wie er in einem Bericht genannt wird, ein Mann, der durch seinen einfältig kindlichen und zugleich starken Glauben wie durch die geheiligte Fröhlichkeit und Freundlichkeit seines Wesens auf jeden, in dessen Gesichtskreis er kam, einen unvergeßlichen Eindruck machte und wie kein anderer zum Heil und Segen seines Stammes, ja seines ganzen Volkes wurde; denn bis an die Abhänge des Tumukhumac-Gebirges hinan dürfte es in ganz Suriname nur wenige Buschneger geben, welchen der Name Johannes Ring und seine Geschichte unbekannt wäre. Für den Dienst des Herrn war er zu jedem Opfer bereit und fragte nichts darnach, ob er um dieses Dienstes willen oft erhebliche Einbußen erlitt.

Wie sehr er sich selbst vor Selbstüberhebung fürchtete, so konnten ihm die Pfähle im Fleisch, ja die Trübsal, unter deren Joch hindurch die Kinder des Vaters in das Reich Gottes einziehen müssen, nicht erspart bleiben. Außer körperlichen Leiden war es jener schon oben geschilderte Zwiespalt mit seinem Stiefbruder, der an ihm nagte und zehrte. Es waren weiter allerschmerzhafteste betrübende Ereignisse im Schoß der Gemeinde von Maripastoon, die je und dann vorfielen und die er sich um so tiefer zu Herzen nahm, als er, der kräftig und furchtlos aufzutreten pflegte, wo es die Ehre seines Herrn galt, dadurch in manchen harten Strauß verwickelt wurde. In allerneuester Zeit (1891) ist ihm sogar das Herzeleid widerfahren, daß Noah Adrai, des ersten Sittenpredigers und eingebildeten Nebenbuhlers müde, kraft seiner Granmanwürde den Bruder geradezu von Maripastoon verbannt hat. So hat sich Joh. Ring bedeutend unterhalb der Station am Flusse angesiedelt und darf dort nur noch gelegentlich zu vorübergehendem Besuch erscheinen. Das hat den alten Mann hart getroffen und ist ein großer Verlust für das Gemeinlein. Ja, der Abend ist da und der ist dunkel; er erfährt, was viele vor ihm erfahren, er hat seine Blütezeit hinter sich, manche erleben ja eine solche überhaupt nicht einmal. Doch ein neuer Morgen wird anbrechen, auf den der Alte im Glauben hofft, und da dürfte auch wohl ihm der Gruß zuteil werden: Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! —

3. Die Mission unter den Coerenti- oder Koffimaka-Negern an der Koppename.

Wie schon früher mitgeteilt, nahm dieser Stamm seit alten Zeiten dieselben Wohnsitze ein wie die Matuaris und gehorchte ihrem Granman. Sie wollten indes von Noah Adrai schwer bedrückt und mit Verachtung behandelt worden sein, was ganz glaubwürdig klingt, da die herrschenden Stämme der Buschneger minderzählige Nebenstämme nicht gerade mit Sammetpfötchen anzugreifen pflegen; auch munkelt man, daß Noah die Ehre einer ihrer Frauen gekränkt habe. Kurz, Anfang der achtziger Jahre lösten die Coerentis das Bundesverhältnis, zogen an die fast unbewohnte Koppename, machten den Kamp Koppentkrisi zum Sitz ihres eigens erwählten Granmans Alamoe und erlangten vom Gouverneur der „Kolo-

nie" mit Leichtigkeit die Bestätigung dieses Mannes in seiner Würde. Denn wenn die Buschnegern auch aufgehört haben, eine Gefahr für die „Kolonie" zu sein, so folgt die holländische Regierung doch mit Klugheit dem *divide et impera* und sieht lieber eine größere Zahl von kleineren, als eine kleinere Zahl von größeren Stämmen im Hinterlande der Civilisation. Daß sich unter den Ubergesiedelten auch Getaufte befanden, erfuhr man auf dem Missionsquartier in Paramaribo erst einige Jahre nach Ausbruch des Schismas. So machte Missionar Wehle, der auf der Plantagenstation Catharina Sofia angestellt ist, im Frühjahr 1889 seinen ersten Besuch in Koppentrisi und fand dort eine nicht unfreundliche Aufnahme. Der Kamp war von etwa 100 Buschnegern bewohnt; unter ihnen gab es 19 erwachsene und 9 jugendliche Getaufte, deren christliche Erkenntnis nach der langen Verwahrlosung allerdings einen kümmerlichen Eindruck machte. Alle übrigen Bewohner waren Heiden, 36 von ihnen gaben jedoch ihre Namen für den Taufunterricht auf. Auch erfuhr Br. Wehle bei dieser Gelegenheit, daß weiter stromaufwärts noch eine ganze Anzahl von heidnischen Buschnegern haust. Er hat seitdem seine Besuche jährlich zweimal wiederholt, jedesmal einen kurzen Aufenthalt in dem Auslägigen-Hospital Batavia damit verbindend, wo auch Kranke sich befinden, die zu unsrer Missionskirche gehören. Er hat bei diesen Besuchen in Koppentrisi ein wachsendes Vertrauen wie eine zunehmende Geneigtheit gefunden, der Abgötterei den Abschied zu geben und zum Christentum überzutreten. Er hat sogar schon gewagt, mit eigener Hand Götzenhäuser und -Wilder zu zerstören, ohne daß diese Handlungsweise mehr als eine schnell vorübergehende Aufregung hervorgerufen hätte. Vielleicht war es aber doch ein etwas verfrühter Schritt. Drastisch war allerdings die Scene, als der Missionar den alten Familiengötzen Koffimaka, der dem Granman Alamoe gehörte, aufgestößert hatte, mit demselben zum Fluß eilte, aber, von Alamoe aufgehalten, mit ihm um die Holzpuppe rang und schließlich doch seinen Zweck erreichte, indem er das Idol in die Fluten schleuderte. Indes wir sind beinahe geneigt, dem Häuptling recht zu geben, wenn er meinte, man hätte damit noch etwas warten sollen. Nur gut, daß schließlich die Freundschaft dadurch nicht eigentlich gestört wurde. Wer alten Aberglauben nimmt, muß neuen Glauben bringen. Das sucht nun zwar Br. Wehle redlich zu thun. Aber es ist klar, solche kurze, seltene Besuche genügen dazu nicht, sie bedeuten nur eine immerhin wertvolle Vorarbeit. Ofter und auf länger zu kommen, daran hindert ihn jedoch das gehäuften Maß von Arbeit auf und in der Umgebung seiner eigentlichen Station. Und da in Koppentrisi außerdem kein Joh. Ring vorhanden, so wird man bald von der Stadt einen brauchbaren eingebornen Evangelisten dorthin schicken müssen. Wir hoffen, daß diese Absicht vorliegt, können aber einstweilen von greifbaren Erfolgen der Missionsarbeit nicht berichten.

4. Missionsversuche unter den Auka- oder Djoeke-Negern an der Cottika, Coermotibo, Rifanau und Marovijne.

Es war im Jahre 1844, als der Granman der Aukaner, Beyman, in Paramaribo dem Gouverneur einen Besuch abstattete. Bei dieser

Gelegenheit suchte Missionar Tank ihn und mehrere seiner Kapitäne auf und machte ihre Bekanntschaft, um den Fürsten der Wilbnis für die Gründung einer Mission in seinem Gebiet zu gewinnen. In der wohlfeilen Münze schöner, glatter Worte zahlte der Häuptling seinen Dank für den Besuch, er versprach, in die Kirche der Brüder in der Stadt zu kommen und zwei seiner Enkel ihrer Erziehung zu übergeben. Aber nichts erfolgte von alledem. Gleichwohl unternahm Missionar Tank im März 1847 eine Missionsreise zu den an der oberen Cottika und Coermotibo ansässigen Aukanern und drang bis in die Wana-Kreef vor. Die Aufnahme, die er und seine Predigt fanden, war nicht ungünstig, umsomehr aber war es der Eindruck, den er von dem Charakter dieser Leute bekam — also doppelte Ursache, ihnen das umgestaltende und heiligende Evangelium zu bringen. Indes verschiedene Umstände verzögerten ein weiteres Vorgehen, erst im Dezember des Jahres 1850 versuchten die Missionare Wullschlägel und Zansa einen neuen Schritt. Damit derselbe von Erfolg gekrönt werde, hatte man sich der Unterstützung und Befürwortung der Regierung in Paramaribo versichert. Auf einem ihrer Dampfer, im Gefolge eines Beamten, der die damals noch üblichen Geschenke an den Granman Beyman und seine Kapitäne überbringen sollte, fuhren die Brüder zur See nach Albina nicht weit von der Mündung der Marovijne, wo Herr Kappler, ein Deutscher, als Regierungsagent stationiert war. Er hatte schon im voraus Beyman für den Plan der Brüder günstig zu stimmen gesucht. Indes nach verschiedenen öffentlichen und privaten Besprechungen gab der Häuptling folgende Erklärung ab. Das Christentum, die Religion der Weißen, passe gut für diese, aber nicht für die Neger; letztere seien vielmehr an den Dienst der Obias gewiesen und würden sich den Zorn ihrer Götter zuziehen, wenn sie von ihnen abfielen. Er werde nie von den Obias lassen und wie er, so denke sein ganzes Volk, was die anwesende Menge durch lauten Beifallruf bestätigte. Er wolle den Missionaren gestatten, sich in seinem Lande umzusehen, wenn ihnen das Vergnügen bereite. Aber von einer dauernden Niederlassung derselben in seinem Gebiet, um ihn und seine Unterthanen im Christentum zu unterrichten, könne keine Rede sein. Das sei sein letztes entscheidendes Wort. — Niedergeschlagen kehrten die Missionare zurück, sie wußten, daß die Aukaner — und es geschieht das bis auf den heutigen Tag — dem Grundsatz huldigten: Cujus regio, ejus religio und daß mit jenem Entscheid ihnen der Zutritt zum Herzen nicht bloß des Häuptlings, sondern auch seines Volkes verschlossen wäre. Im Okt. 1853 begleitete Br. Wullschlägel, vom Gouverneur freundlich dazu aufgefordert, diesen wieder nach Albina und fand, wie er nicht anders erwartet, die Verhältnisse noch unverändert. Beyman bekam er nicht zu Gesicht, jedoch — und das war ein schwacher Hoffnungsstrahl — seinen jugendlichen Neffen und einstigen Nachfolger, welcher mit sich reden ließ und sogar versprach, er werde, Häuptling geworden, den Missionaren gestatten, unter seinem Volke zu wohnen.

Im Jahre 1864 machte Joh. Ring den Versuch zu einem neuen Vorstoß in das Gebiet der Aukaner, durch wiederholte Gesichte dazu veranlaßt.

Kam er diesmal bloß bis zur Wana-Kreek, die aber in Folge der Trockenzeit unbefahrbar war, so trat er 1865 am 21. Juli seine bedeutsame zweite Fahrt nach der Marovijne an, von der er erst am 1. November desselben Jahres zurückkehrte. Ring hat während derselben ein Tagebuch geführt, das recht interessant ist. Von Seiten der Mission in Paramaribo mit Lebensmitteln versehen, besuchte die aus 13 Personen bestehende Gesellschaft alle Ramps der Aukaner und Bonnineger an der Morovijne sowohl als an der Tapanahoni. Überall predigte Ring mit freudigem Aufstun des Mundes, überall fand er geneigtes Gehör, nur bei Beyman nicht. Rings Reisegesellschaft war zum Teil deshalb so zahlreich, weil 5 heidnische Verwandte Kalkoens, des Granmans der Matuari, sich in derselben befanden, von diesem gesandt, um, wenn Beyman darauf einging, ein Freundschaftsbündnis zwischen Aukanern und Matuaris abzuschließen. Als diese Angelegenheit in einem zahlreich besuchten Kroetoe zur Sprache gekommen, fragte der Aukanerfürst, ob noch etwas anderes vorläge. Ring erhob sich. Da kam ihm jener aber sogleich mit den Worten zuvor: „Jede Botschaft, die ihr bringt, will ich annehmen, aber von der Kirche will ich nichts hören!“ Ring setzte sich und Beyman fuhr fort, in längerer Rede seinen ablehnenden Standpunkt zu entwickeln. Diesmal aber fand er nicht Beifall bei seinen Unterthanen. Das Gerücht von Rings Gesichten, von seiner Predigt, von der ganzen Veränderung, die in Maripastoon vor sich gegangen, war dem allmählich der Residenz Beymans sich Nähernden vorangeschoben und hatte die Gemüther mit Wißbegier und Erwartung erfüllt. Darum gab sich allgemeiner Unwille über des Granmans Rede kund und schüchtern ihn so ein, daß er zwar für seine Person bei der Weigerung verharrte, „das Wort“ zu hören, „weil er dann gleich sterben müsse“, daß er aber Ring volle Freiheit gewährte, das Evangelium zu verkündigen. Am 24. August fand dann nach afrikanischer Sitte der Abschluß des Freundschaftsvertrages zwischen Aukanern und Matuaris statt. Je drei Kontrahenten wurden von beiden Seiten gestellt. Sie rißten sich in den Arm und ließen das hervorrinnende Blut in einen mit Wein gefüllten Kalabas tröpfeln, der darauf die Runde machte und geleert wurde. Der schließliche Bescheid, den Beyman in Bezug auf die Ausbreitung des Christentums erließ, lautete dahin: Er werde seinem ganzen Volk Erlaubnis geben, „zur Kirche überzugehen;“ niemand solle sich auf ihn berufen und sagen dürfen, er (der Granman) erlaube es nicht. Doch möge, wer sich taufen lassen wolle, in die Stadt gehen und dann wiederkommen, aber daß jemand hier innerhalb seines Gebietes getauft werde, wolle er unter keiner Bedingung gestatten — ein echter Buschnegerbescheid, berechnend, von Mißtrauen eingegeben und verflausuliert, aber doch ein Fortschritt, dem weitere Fortschritte bald folgen zu müssen schienen. Denn bei den Bonninegern, zu denen Ring sich daraufhin begab, und in allen bereits auf der Bergfahrt besuchten Ramps, die er auf der Thalfahrt wieder berührte, trat dem zeugnumutigen schwarzen Evangelisten ein aufrichtiges Verlangen nach seiner Botschaft, herzliche Freude darüber, ja hie und da wirklich lebendiger Hunger nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, entgegen. Kein Wunder, daß Ring nach mehr als dreimonatlicher Abwesenheit voll Lob und Dank, ja voll froher Hoffnung für die Aukaner zurückkehrte und durch seinen Reisebericht in den Herzen der Missionare die gleichen Gefühle weckte! Allein die frühlichen Aussichten trübten sich bald wieder. Ein halbes Jahr nach Rings Besuch starb Beyman. Obwohl er ein Greis und schon sechs Monate verstrichen waren, nahmen die Aukaner doch in ihrem Aberglauben einen innern Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen an und ihr Zorn entbrannte

gegen Ring; seine Predigt und der Anklang, den sie bei vielen gefunden, sollte die heidnischen Götter erzürnt und dazu veranlaßt haben, den Häuptling hinwegzuraffen. So ließ man eine längere Zeit verstreichen, ehe man wieder an ihre Thür klopfte. Indes obschon die Missionare Bramberg und Lehman, von Ring und einigen andern gefolgt und für eine lange Abwesenheit ausgerüstet, erst am 18. Februar 1868 eine neue Reise nach der Marowijne antraten, fanden sie doch schon an den Ufern der Cottika und Coermotibo die Gemüter aufs äußerste erbittert, namentlich gegen Ring. Wären sie, die Weißen, nicht zugegen gewesen, so würde man ihn in Stücken gerissen haben. Versuche, ihn durch Zaubermittel aus dem Wege zu räumen, wurden trotzdem gemacht und außerdem die heftigsten Vorwürfe gegen ihn erhoben, gegen die er sich zwar in ruhig bescheidner Würde verteidigte, aber ohne damit Eindruck zu machen. Schließlich wurde der Reisegesellschaft geradezu der Weg verlegt und sie zur Rückkehr nach Paramaribo gezwungen, wo dieselbe am 29. Februar unverrichteter Sache wieder eintraf. Schon im Januar 1869 machten Geschw. Raaz und Br. Häfner jedoch eine neue Reise, diesmal selbstverständlich ohne Ring, den unschuldig in Verdacht geratenen. Sie wurden in den Aufanerkamps an der Cottika, Likanau und Coermotibo, auf die sie ihren Besuch beschränkten, freundlich aufgenommen und angehört, obwohl der Endbescheid lautete: Der (neue) Oberhäuptling muß uns erst erlauben, den neuen Glauben anzunehmen, ehe wir unsrer Abgötterei den Abschied geben dürfen.

Mit dieser Reise wurde nun eine wahre Reiseperiode eröffnet, die vom Jahre 1869—1892 reicht. Es war das eine eigenthümliche, aber durch die Verhältnisse bedingte Art der Arbeit, wie sie Br. Wehle auch in Koppenkrisi befolgt, eine Vorarbeit, der Ausrodung des Waldes auf einem Stücke Boden vergleichbar, das man in ein Ackerfeld verwandeln will. Waren diese Aukaner nicht für den Uebertritt zum Christentum zu gewinnen, da ihr neuer Granman das nicht gestattete, so that man auf Hoffnung, was man thun konnte, d. h. durchschnittlich zweimal jährlich machten je zwei Missionare von Paramaribo aus eine Reise in das Gebiet und verkündigten, von Kamp zu Kamp fahrend, das Evangelium.

Es kann nun unmöglich unsre Aufgabe sein, diese 40—44 gemachten Reisen hier einzeln aufzuführen, auch auf Mittheilungen einzelner, zum Theil sehr interessanter Reiseberichte müssen wir verzichten. Wir wollen weiter unten den Leser für diesen Verlust entschädigen. Zuvor führen wir jedoch die Entwicklung dieser Reiseperiode in kurzen Zügen dem Abschluß entgegen, den sie kürzlich gefunden.

Dieser Abschluß wurde entscheidend durch den Tod des Nachfolgers Beymans angebahnt, auf den als neues Haupt der Aukaner Osséi folgte. Im Herbst 1888 reiste er in die Stadt, um sich dort beim Gouverneur die Bestätigung in seinem Amte zu holen. Schon auf dem Wege dahin begegnete er den das Cottikagebiet bereisenden Brüdern Wied und Höpner und machten ihnen während des kurzen Gespräches, das er mit ihnen führte, Hoffnung darauf, daß er eine Missionsunternehmung in seinem Lande begünstigen oder jedenfalls gestatten werde. Ähnlich äußerte er sich in Paramaribo selber den Missionaren gegenüber, drang aber gleichzeitig darauf, daß man dann nicht bloß sich auf das Gebiet der Cottika

beschränken dürfe, sondern an der Marovijne vorgehen müsse. Damit kam er nur einem Plan entgegen, welchen man schon zwei Jahre vorher ins Auge gefaßt. Missionar Glöckler war nämlich bereits im November 1886 rekognoszierend nach Albina gereist und wiederholte im Frühjahr 1889 seinen Besuch dort, durch Diffe's Haltung dazu ermuntert. Dieser Platz, mit etwa 40 fest ansässigen Einwohnern besetzt, ist nämlich der Aufenthaltsort von 11 zur Kirche in Paramaribo gehörigen Christen, die dort als Dienstboten und Soldaten in Stellung sind. Sie wollte man einmal wieder mit Gottes Wort erquicken, und die dort wohnenden Lutheraner, Reformierten und Katholiken hielten dann, auch an dieser Erquickung teilnehmen zu dürfen. Indes das war nicht der einzige Zweck. Albina hat als Handelsplatz eine Zukunft. Schon jetzt fluten dort weiße Goldsucher, Indianer, Buschneger ab und zu; alles, was nach der Mündung der Marovijne oder durch die Wana-Kreek nach Paramaribo will, muß hier vorüber und macht hier halt — eine reiche, vielseitige Gelegenheit für einen Missionar, guten Samen auszustreuen. Dann aber kann Albina für eine künftige Thätigkeit an der mittleren und oberen Marovijne einen ausgezeichneten Stützpunkt abgeben, zumal es auch Dampferverbindung auf dem Seeweg mit der Stadt hat. Auf Grund davon hat man nun im Jahre 1889 von der Regierung in Albina ein Grundstück erbeten und nach Erledigung aller Formalitäten in allerneuester Zeit dort ein Kirchlein und ein Wohnhäuschen für einen Missionar errichtet. Letzteres hat freilich zur Zeit noch keinen Bewohner, sondern soll zunächst nur als Absteigequartier für die Brüder bei ihren Besuchen dienen; denn wie es scheint, beabsichtigt man auch an der Marovijne die Thätigkeit mit solchen Besuchkreisen zu eröffnen, was angesichts der Unbekanntschaft mit diesem Strom und den an seinen Ufern herrschenden Verhältnissen wie mit dem Klima ja nur verständig ist. Doch dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach Albina über kurz oder lang seinen dort fest stationierten Sendboten erhalten. — Eine andre mittelbare Wirkung der Hoffnungen, die Diffe erweckt, ist die Gründung einer wirklichen Station an der Cottika, Wanhatti d. h. ein Herz von den Negern genannt.

Im März 1889 haben die Missionare Adam und Heller den Platz dazu ausgesucht, der darum günstig erscheint, weil er sandig und hochgelegen ist, von allen durch die Wana-Kreek oder von den Ufern der Coermotibo und obern Cottika zur Stadt Reisenden passiert werden muß, sich in der Nähe zahlreicher Ramps befindet und von Charlottenburg, der östlichsten Plantagenstation nicht weiter entfernt ist, als daß man in besonderen Krankheitsfällen dort bequem Hilfe suchen kann. Im Sommer 1892 haben sich in den inzwischen aufgeführten Gebäuden Geschw. Bud zu dauerndem Aufenthalt niedergelassen. So hat das Feld, das nach aller Urteil weiß zur Ernte ist, seinen Schnitter erhalten. Die Zahl der im Cottika- und Coermotibo-Gebiet ansässigen Aukaner wird nach einer Schätzung auf 500—600, nach einer andern auf 600—700 angegeben. — Diffe hat im Jahre 1891 indes sich selbst und alle Erwartungen übertroffen. Kraft seiner unbeschränkten Granmangsgewalt befahl er nämlich seinen Unterthanen, alle Obias, Gözenbilder und Gözentempel zu zerstören, nur den einen großen Gott im Himmel anzubeten und ihm mit feierlichem Eidswur Treue zu

geloben. Außerdem bestimmte er, daß hinfort die Ehe unversehrte gehalten und eine Scheidung nicht gestattet werden solle. Endlich verbot er den Männern, ihre Weiber zu prügeln. Mit unnachsichtlicher Strenge ist diese etwas hainbüchene Reformation durchgeführt worden. Aber ihre Tendenz sind jedoch die Meinungen geteilt. Die einen sehen in diesem Auftreten einen den Missionaren und ihrer Arbeit entgegengestreckte, die andern eine ihnen und ihrem Werke abwinkende Hand, letzteres in dem Sinne: Was wir von Reformen nötig hatten, haben wir uns selbst gegeben; es genügt, darum brauchen wir euch und eure Predigt nicht! Welche Auffassung die zutreffende, darüber muß die Zukunft entscheiden.

Damit hätten wir das langjährige Werben der Mission um den Stamm der Aukaner vorgeführt, den Stamm, der ihr den zähesten Widerstand entgegengesetzt hat, aber jetzt endlich ihrer suchenden Liebe Gehör zu schenken geneigt scheint. So könnten wir schließen. Indes eine Entschädigung für die unterdrückten Reiseberichte wurde versprochen. Sene ambulante Missionsarbeit nimmt in der Entwicklungsgeschichte schließlich doch einen so breiten und bedeutsamen Raum ein, daß sie eine besondere Berücksichtigung beanspruchen zu dürfen scheint. Sie erweckt endlich unter missionäsmethodischem Gesichtspunkt ein gewisses Interesse. Darum noch eine Schilderung dieser Reisetätigkeit wie eine Betrachtung der Wirkung, die sie ausübt!

Landschaftlich in hohem Maße reizvoll, aber ebenso anstrengend sind diese Missionsreisen, da der größte Teil der Strecke im Korjal zurückgelegt werden muß und die Hitze meist einen lähmenden und erdrückenden Einfluß ausübt. Als Ruderer werden mit Vorliebe christliche Neger aus der „Kolonie“ mitgenommen, die sowohl durch ihren Gesang wie durch die einfältigen, herzlichen Bekenntnisse ihrer Glaubensüberzeugung die zwei reisenden Missionare recht wesentlich unterstützen und ergänzen. In ihrer Reihe den ersten Rang nimmt Datra (Doktor) Josef ein, der vieljährige Steuermann,¹⁾ eine prächtige Persönlichkeit. Zur Zeit der Sklaverei war er (auf jeder größeren Plantage gab es einen solchen Neger-Datra) mit den einfachsten medizinischen, vorwiegend chirurgischen Kenntnissen ausgerüstet worden, um auf seiner Plantage in Krankheits- und bei Unglücksfällen die erste Hülfe zu leisten. Mit den Jahren hat er sich eine recht hübsche ärztliche Erfahrung erworben, die er auch auf diesen Buschlandsfahrten zu verwerten nicht selten Gelegenheit findet. Außerdem ist er ein lieber, gläubiger Christ, der mit beredtem Munde gar manches kräftige Zeugnis von Christus an seine heidnischen Landsleute richtet. Durchschnittlich drei, ausnahmsweise vier Kampfs werden im Laufe eines Tages besucht. Die erste gottesdienstliche Zusammenkunft findet in den Morgenstunden statt, die zweite in den heißesten Mittagstunden, die dritte, mit dem Reize einer gewissen äußern Romantik umwobene am Abend, oft bei herrlichem Mondlicht, jedenfalls aber beim Scheine eines hellloodernden Feuers. Was diese gottesdienstlichen Zusammenkünfte betrifft, so wird ihre Form dadurch beeinflusst, daß man es mit völlig ungebundenen Waldkindern zu thun hat, denen die allergewöhnlichsten Begriffe von äußerer Ordnung und Anstand fehlen. Dazu muß man sie erst erziehen und thut das mit Erfolg. So lassen die Missionare niemand zu, der mit Pimbadotti bestrichen ist; jeder, der so erscheint, wird erst

¹⁾ Näheres über ihn siehe z. B.: Die gute Botschaft Nr. 2. Ein Junger, ein Alter. Stuttgart, Holland und Comp. S. 26.

fortgeschickt, um sich zu waschen. Auf lebhafte Ausrufe des Staunens, der Freude — wie z. B. den eines Negers: „Das ist eine gute Geschichte!“ als von der Unterordnung des Weibes unter den Mann die Rede ist, — muß der Missionar sich gefaßt machen. Oder es kommt vor, daß plötzlich alle Zuhörer davon laufen, weil zwei in der Nähe in Streit geratene Männer, einander verfolgend, an den Versammelten vorbeischießen. Da müssen sie natürlich sehen, welchen Ausgang der Kampf und die Jagd nehmen werde. Nachdem ihre Neugier befriedigt, kehren sie an ihre Plätze zurück, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Inhalt der Rede muß damit rechnen, daß man völlig unwissende, einfältige, des religiösen Denkens ungewohnte Heiden vor sich hat. Möglichst einfach und dem Fassungsvermögen der Leutein sich anbequemend muß man sprechen, etwa wie zu einem Kinde. Die Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalles wie der Menschwerdung, des Leidens, Sterbens und Auferstehens Christi, seine Himmelfahrt, die Konsequenzen der Erlösung und des Glaubens der Erlösten auf ihren Lebenswandel, namentlich mit Berücksichtigung gewisser brennender ethischer Fragen aus dem Lebensgebiet des Buschnegers (eheliche Verhältnisse), endlich eine umfassende, fortgesetzte Polemik gegen den Götzendienst, der Nachweis, wie hohl und widersinnig er sei, wie er die tiefsten Bedürfnisse des Menschen nicht befriedige, sondern seine Herrschaft halb auf Betrug, halb auf entsekennerregende Einschüchterung gründe — das sind die Thematata, mit welchen diese gottesdienstliche Verkündigung es zu thun hat. Ein planmäßig systematischer Unterricht in der christlichen Lehre, wie er z. B. allen Tauffandidaten erteilt wird, findet dagegen absichtlich niemals statt, da die Reisenden zu selten kommen, zu kurz verweilen und außerdem keineswegs immer alle Bewohner eines Kamps oder auch nur die empfänglichsten zu Hause antreffen.

Der äußere Verlauf dieser Waldpredigten ist etwa folgender. Im Korjal bei einem Kamp angelangt begrüßt man, wen man findet, vor allem den betreffenden Kapitän, wenn er anwesend, und erklärt, man sei gekommen, um „Kirche zu halten.“ Eine besonders große, offene Negerhütte oder der in fast allen Negerdörfern vorhandne, gemeinschaftliche Koch- und Bad-Kaum, nur aus einem auf Pfosten ruhenden Dach aus Palmblättern bestehend, in welchem mit Vorliebe die großen Kaffavesschen hergestellt werden, wird mit Beschlag belegt. Dort setzen sich die Missionare auf ihre mitgebrachten Feldstühle und laden zum Gottesdienst ein. Der eine von ihnen, ebenso die christlichen Bootsleute gehen wohl auch von Hütte zu Hütte und wiederholen die Einladung. Gelegentlich hat man auch ein Glöckchen mit, das geläutet wird. Darauf tritt eine Pause ein, während welcher die Leute sich fertig machen d. h. mit wenig Geschick in die paar Kleidungsstücke hineinschlüpfen, die sie etwa besitzen. Eine neue Einladung, und nun strömt alles, was kommen will, zusammen. Der Missionar beginnt mit dem Gesang eines Liederverses, den er strophenweis vorsagt, zum Glück unterstützt durch die christlichen Bootsleute; denn sonst — Melodie hin, Melodie her! Gelegentlich hat man sogar trotz der Beschwerlichkeit des Transportes ein zerlegbares, kleines Harmonium mit in den Urwald genommen. Darauf erhebt sich der Redner, hält ein herzliches, freies Gebet, liest einen Bibeltext vor und schließt daran seine Predigt. An diese reiht sich meist unmittelbar das Vorlesen oder Erzählen einer passenden, erbaulichen kleinen Geschichte, gleichsam als

Beleg für das in der Predigt allgemeiner Behandelte. Wieder Gesang. Darauf folgt in den meisten Fällen ein zweiter Teil, das Zeigen und Erklären von biblischen Bildern, ein äußerst zweckmäßiges und wohlerprobtes Mittel. Man hat ja nur Kinder — kleine, aber auch große vor sich. Und es ist nicht bloß die Anschaulichkeit, die das Bild gewährt, sondern im Anschluß daran die ungezwungne Freiheit der Rede und Gegenrede, die Möglichkeit Fragen zu stellen und zu beantworten, die Gelegenheit, sich unbefangen auszusprechen, sich von Mißverständnissen wie irrigen Vorstellungen überführen zu lassen, welche dem Sohne des Waldes diese Fortsetzung des Gottesdienstes in freier Form lieb und wert macht und den Missionar ein besonders geeignetes Mittel zur Belehrung in ihr erblicken läßt. Wenige sind es, auf die nicht das Bild des gekreuzigten Christus einen mehr als vorübergehenden Eindruck macht, Einzelne werden gerabezu tief davon ergriffen. Auch für die Kleinen fällt bei diesem Bilderzeigen ihr Teil ab. Am Tage wird dieser Waldgottesdienst etwa die Dauer von 2—2½ Stunden haben, am Abend wird er meist länger währen. Da stimmen die Missionare mit ihren Bootsleuten auf Bitten der Busch neger hin auch manches christliche Lied an, was jene ganz besonders lieben. Da werden Gespräche über den Unwert der Abgötterei geführt und mancher Zug aus der Missionsgeschichte Surinames mitgeteilt. Daß die Missionare außerdem auf die persönlichen Erlebnisse, auf die Freuden und Leiden der Bewohner jedes Camps eingehen, daß sie die Kranken besuchen, beraten und auf den höchsten und besten Arzt hinweisen, ist selbstverständlich. Meist wenn es 10 Uhr vorüber, suchen die gewöhnlich aufs äußerste ermüdeten Sendboten ihre in irgend einer Hütte angebrachten Hängematten auf oder begeben sich ins Tentboot, freilich um oft infolge der zahlreichen Moskiten nur Unruhe und Plage statt Ruhe und Erquickung zu finden.

Welche Wirkung hat nun aber diese unvollkommne Reisepredigtthätigkeit ausgeübt? Ja, ist überhaupt irgend eine Wirkung zu verspüren? Die letztere Frage entschieden bejahend zu beantworten, ist Missionar Adam in der Lage. Er hatte im Jahre 1870 an einer solchen Reise teilgenommen. Das zu wiederholen durch Versetzung auf eine andre Station verhindert, kam er erst 1889 in die Lage, wieder das Cottifagebiet zu besuchen und war nun höchlich erstaunt über die Veränderung, welche inzwischen hier vor sich gegangen.

Bei der Ankunft der Missionare auf den Camps waren während der ersten Reisen Weiber und Kinder freischend in die Hütten oder den „Busch“ geflüchtet, mit finstren, ja oft drohenden Blicken waren die Männer ihnen entgegengetreten, sie hatten da und dort zu den Waffen gegriffen, einen feindlichen Überfall vermutend. Von dem tief eingewurzelten Mißtrauen gegen alle Weißen beseelt, hatte man absolut kein Verständnis für den Zweck des Kommens der Missionare gezeigt und, als sie selbst diesen Zweck offen und klar dargelegt hatten, ihnen doch allerhand feindliche Nebenabsichten und Hintergedanken zugetraut. Die Wintimänner waren den Reisenden öfters frech und aggressiv entgegengetreten und hatten mit Hohn und Stichelreden die Bevölkerung gegen sie aufgehetzt. — Statt dieses Ginst waltet jetzt ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens ob. Der unschätzbare persönliche Kredit, den jeder Missionar, der eine neue Scholle verfinsterten Heidentums anbricht, sich zuerst erwerben muß, der Kredit, der namentlich bei heidnischen, des Lesens unkundigen Naturvölkern die erste Vorbedingung für ein erspriessliches Wirken ist, der Glaube an die Harmlosigkeit, Uneigen-

nützigkeit und Wohlmeinung der Missionare, an die Reinheit ihrer Absichten — ist voll und fest begründet worden. Selbst diejenigen, welche für die Botschaft jener kein tieferes Interesse hegen, haben den Unterschied zwischen ihnen und dem ideellen, gegen den Buschneger hochmütig und feindlich gesinnten Weißen, welchen sie sich zum Teil mit Recht, zum Teil mit Unrecht aus ihrer Erfahrung heraus konstruiert haben, — ganz begriffen. Die Wintimänner endlich ziehen sich bei Ankunft der Missionare in den Schmolzwinkel zurück oder lauschen gar ihrer Botschaft; sofern sie noch ihnen Widerstand zu leisten suchen, thun sie es im geheimen und mit der Lahmheit, welche das Bewußtsein hervorruft, einer auf alle Fälle verlorenen Sache zu dienen. Mit echt negerischen, stürmisch lauten Bezeugungen der Freude werden die Besuchenden empfangen, mit kleinen Aufmerksamkeiten und Geschenken, mit Bedauern über die Kürze des Aufenthaltes, mit der dringenden Bitte um baldige Wiederholung des Besuches werden die Abreisenden verabschiedet. — Was sodann die eigentliche Wirkung der Evangeliumsverkündigung betrifft, so ist in erster Linie ein nur negatives, gleichwohl aber nicht zu unterschätzendes Ergebnis aufzuführen. Der heidnische Aberglaube ist ins Wanken geraten. Vernachlässigt, ja zerfallend stehen die Götzenhäuser da, man macht sich lustig über sich selbst, daß man lange Zeit so thöricht gewesen, sich von den Wintimännern an der Nase herumführen und ausplündern zu lassen. Von einem Eintreten für die Macht und Würde der Gottheiten, von einer Verteidigung derselben gegen die Angriffe der Missionare, von einer Anhänglichkeit der Liebe zu dem Althergebrachten ist nicht mehr die Rede, höchstens in besonderen Nothfällen noch von einer Anhänglichkeit der Furcht. Aus freien Stücken wird der nicht geringe und nicht stumpfe, negerische Mutterwitz aufgeboten, um die Ohnmacht und Hohlheit der Götter zu verspotten; Belege, wie z. B. eine Überschwemmung, in der die Götze weder ihre Anhänger, noch sich selbst vor den Fluten zu schützen die Kraft besaßen, werden mit Genugthuung hervorgehoben. Indes manchmal nur einen Zoll, manchmal Meilen breit — zwischen Gedanke und That gähnt immer eine Kluft, auch bei diesen Buschnegern. Wieviel die Mission auch eingerissen, dazu hat man jene auf diesen Besuchreisen noch nicht vermocht, daß sie ihre heidnischen Gebräuche, Gerätschaften und Kultusstätten freiwillig mit eigener Hand abthäten und zerstörten. Die Aufforderung dazu beantworten sie schlagfertig mit den Worten: „Wir werden das schmutzige Wasser doch nicht ausschütten, ehe wir reines bekommen haben!“ Oder sie äußern noch tiefer und schöner zu den Missionaren: „Ihr dient der Wahrheit und wir der Lüge. Aber so lange nicht ein Leriman unter uns wohnt und uns täglich unterrichtet, haben wir keinen Halt. Die Lüge gewinnt immer wieder Macht über uns, auch wenn wir es nicht wollen. Wenn wir in Not sind, wenden wir uns doch wieder zur Lüge. Darum schickt uns einen Lehrer, wir wollen uns unterrichten lassen, wir wollen getauft werden!“

Fragen wir endlich nach den direkt positiven Ergebnissen jener Reisetätigkeit, nach der Zahl derer, die wirklich in kindlich gläubigem Vertrauen die Botschaft des Evangeliums angenommen haben, so ist es recht schwierig zu einem kurzen Bescheid zu gelangen. Zahlen liegen nicht vor und können nicht vorliegen. Bei der ganzen Natur dieser Arbeit, die nichts von systematischem Unterricht, der Einzelnen erteilt wird, nichts von kirchlicher Organisation und Zusammenschließung weiß, fehlt jeder Anhalt, um überschauen zu können, auf wie viel taube und wie viel gute

Man kann man rechnen darf. Jedenfalls sehr voreilig und völlig irreleitend wäre der Schluß — und kein einziger Missionar zieht ihn, — daß nun alle, welche am Götzendienst irre geworden, sich bei der nächsten günstigen Gelegenheit als Taufkandidaten präsentieren würden. Meist unterscheiden sich zwei Gruppen. Die erstere besteht aus solchen, bei denen die materielle Richtung, die Lohn- und Gewinnsucht des Buschnegers vorherrscht. Ist auch der früher gegen die reisenden Missionare erhobne Vorwurf mehr verstummt, daß sie „nur Worte“ brächten und von transscendenten Dingen redeten, statt sich die Herzen mit Geschenken an Dram und Tabak zu erobern, so zeigte es sich doch bei den Unterhandlungen über die Anlegung der Missionsgebäude in Wanhatti, daß viele an die Gründung einer Missionsstation recht fleischliche Hoffnungen knüpfen. Sie hoffen eine Hebung des äußern Wohlstandes, sie gedenken am Missionar und durch ihn zu verdienen, sie waren zuerst recht säumig und schwerhörig, als an sie die billige Forderung gestellt wurde, sie möchten das ausersiehene Grundstück von Gestrüpp und Gebüsch reinigen und das an Ort und Stelle ihnen zuwachsende Baumaterial durch Fällen und Behauen der Bäume unentgeltlich liefern, während die Missionsleitung in Paramaribo die Zimmerleute, allerhand Material zum weiteren Ausbau wie Fenster und Thüren und die Schindeln zum Dach zu stellen sich anheißig machte. Entschuldigt wird freilich der bei dieser Gelegenheit zutage tretende Eigennutz des Buschnegers dadurch, daß er bei seiner eignen Armut oder richtiger Bedürfnislosigkeit in jedem Missionar einen Krösus sieht, weil derselbe eine Taschenuhr, meist auch Taschenmesser und Bleistift bei sich führt, Schuhe trägt und vollständiger bekleidet ist als er, der Sohn des Waldes; und daß er beim Vergleich der einfachen, aber zweistöckigen, sauber gestrichnen Holzhäuser des Missionsquartiers in Paramaribo mit seiner eignen windigen, niedrigen Hütte auf die Idee kommt, die „Missi“ (Dame) Mission müsse eine vielsache Millionärin sein. Aber auch abgesehen von solchen irrigen Vorstellungen tritt bei recht vielen angesichts der Möglichkeit eines Übertrittes zum Christentum die Frage in den Vordergrund: „Was wird uns dafür?“

Es giebt aber auch noch eine andre Gruppe, in deren Herzen wirklich ein Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit entstanden ist. Ja Einzelne sind sogar zu einem mag sein noch schwachen, aber doch lebendigen Glauben hindurchgedrungen. Bei ihnen ist die Sehnsucht nach einem unter ihnen wohnenden Missionar, nach einem Lehrer, der ihre Kinder unterrichtet, wirklich aufrichtig und einem tiefgefühlten Bedürfnis entspringend. Die Früchte, welche jene recht unzulängliche Missionsarbeit gleichwohl bisher in ihnen gezeitigt hat, sind ein neuer Beweis für die unverwüßliche Reinkraft des göttlichen Wortes. Und diese Früchte bürgen dafür, daß auch diese erst in ihren Anfängen stehende Missionsthätigkeit unter den Aulanern, begleitet vom Segen dessen, zu dessen Ehre sie gereichen soll, keine vergeblische sein wird.

Haben wir damit das Ziel der gesteckten Aufgabe erreicht, so sei zum Schluß nur noch die Betonung eines Umstandes gestattet. Die Berück-

sichtigung nur eines Theiles eines größeren Organismus, wie sie auch in der vorangegangenen Schilderung der Buschneger Surinames vorliegt, bedeutet thatsächlich immer eine unvermeidliche Einseitigkeit, insofern sie den Schwerpunkt des Interesses zu Gunsten des in einer solchen Einzeldarstellung behandelten Gegenstandes verschiebt. Darum würde es uns nicht wunder nehmen, wenn man trotz gelegentlicher vorbeugender Bemerkungen die vorwurfsvolle Frage an die Missionsleitung der Brüdermission richtete, weshalb sie nicht zu gewissen Zeiten rascher, energischer und mit einem größeren Aufgebot von Mannschaft in das Buschland eingedrungen ist? Dem gegenüber muß aber durchaus hervorgehoben werden, daß der eigentliche Schwerpunkt unsres Surinamer Missionswerkes in der „Kolonie“ ruht. Unter den Ende 1892 in Pflege unsrer Mission stehenden 27 446 Getauften befinden sich in runder Summe (Specialangaben über Koffikamp, Koppentkristi und Aurora fehlen ja) höchstens 1000 getaufte Buschneger. Dieses Zahlenverhältnis besagt genug darüber, wo die Hauptaufgabe liegt. Will man stattdessen aber lieber die Zahl der noch ungetauften und darum der Hülfe besonders bedürftigen Buschneger ins Feld führen, also nach Abzug jener noch 7000—8000 Köpfe, so warten ebenfalls in der „Kolonie“ noch etwa 500 ungetaufte Neger und Indianer, außerdem aber 1500—2000 eingewanderte Chinesen und 5000—6000 eingewanderte indische Kulis, also ungefähr eine der Zahl der ungetauften Buschneger gleichkommende Summe, auf die Hand, die sich ihnen erbarmend entgegenstreckt. Ja, noch mehr; die Entlastung der europäischen Missionare durch eingeborne Hülfsarbeiter, doppelt notwendig im Blick auf das geographische Gebiet der Buschnegermission mit seinem mörderischen Klima, kann und wird nur innerhalb der „Kolonie“ angebahnt werden. Dort allein ist die angestrebte Gründung einer Bildungsanstalt für eingeborne Geistliche und Missionare möglich und denkbar. Mögen für die Zeit beide Werke auch neben einander bestehen, so wird die Arbeit im Urwald doch erst dann in vollem Umfang und mit voller Kraft betrieben werden können, wenn die Arbeit in der „Kolonie“ zu einem einigermaßen befriedigenden Abschluß gelangt sein wird. Auch darum muß in letzterer der Schwerpunkt ruhen. Im übrigen aber möge man wie bisher dem Grundsatz folgen: Das eine thun und das andre nicht lassen! —

